Zeitschrift: Schweizerische Lehrerzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerverein
Band: 94 (1949)
Heft: 40

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SCHWEIZERISCHE LEHRERZEITUNG

Beilagen — 6mal jährlich: Das Jugendbuch, Pestalozzianum, Zeichnen und Gestalten
2mal monatlich: Der Pädagogische Beobachter im Kanton Zürich

94. Jahrgang Nr. 40 7. Oktober 1949 Erscheint jeden Freitag Redaktion: Beckenhofstr. 31 Postfach Zürich 35 Telephon (051) 28 08 95
Administration: Stauffacherquai 36 Postfach Hauptpost Telephon (051) 23 77 44 Postcheck VIII 889

Inhalt: Vom Fortschrittsgedanken — Die Stellung des Unterrichtsgespräches im Gesamtunterricht, gezeigt am Thema „Der Garten" — An den Früchten sollt ihr sie erkennen! — Mädchen im staatsbürgerlichen Unterricht — Verein Schweizerischer Gymnasiallehrer — Kantonale Schulnachrichten: Aargau, Baselland, Schaffhausen, Solothurn, Thurgau — Société Pédagogique und Schweizerischer Lehrerverein — SLV

Vom Fortschrittsgedanken

Zur Geschichte und Kritik des Fortschrittsgedankens

Zuweilen sprechen wir vom Fortschritt wie von etwas völlig Unproblematischem. Welchen Weg hat doch die Menschheit von der primitiven Urzeit bis zu ihrer modernen Gestalt zurückgelegt! Vollends seit dem Ausgang des Mittelalters haben sich fast alle Kulturgebiete in ungeahnter Weise differenziert oder vertieft, und eine intensivierte wissenschaftliche Forschung hat zudem in medizinischer und in technisch-wirtschaftlicher Hinsicht zu einer Beherrschung der Natur geführt, von der frühere Generationen nicht einmal zu träumen gewagt hätten. Angesichts all dessen können wir nur sagen: es ist evident, dass es Fortschritt gibt, und wir müssen es begrüssen, wenn auch noch weiterhin an ihm gearbeitet wird.

Dieses Fortschrittshochgefühl aber, wie es im 18. und 19. Jahrhundert fast allverbreitet war, ist heute doch nicht mehr von der gleichen Ungebrochenheit wie früher. Wir sind skeptischer geworden und müssen uns Rechenschaft davon geben, dass es doch auch Rückschläge gibt, dass beispielsweise auf moralischer Ebene ein Wieder-hervorbrechen tiefster Barbarei möglich ist, oder dass in der Kunst frühere Epochen Wunderwerke hervorgebracht haben, denen wir nichts Ebenbürtiges zur Seite stellen können. Und selbst dort, wo der Fortschritt auf einem Gebiet offenkundig ist, erhebt sich die Frage, ob er auch für die Menschheit als ganze einen Fortschritt bedeutet. Ist es ein Fortschritt, wenn die zunehmende Spezialisierung auf allen Gebieten uns zu einer Einseitigkeit zwingt, über der der Sinn für die grossen Zusammenhänge verloren zu gehen droht? Ist es in jeder Hinsicht ein Fortschritt, wenn die neueste Entwicklung der Technik es möglich erscheinen lässt, unseren Planeten ins Nichts zu sprengen?

Wir haben also allen Anlass, uns zu besinnen, wo das Recht und wo die Grenzen des Fortschrittsglaubens liegen. Wir wollen dies aber nicht nur von uns aus tun, sondern wir wollen vor allem geschichtlich fragen: ist denn der Fortschrittsglaube etwas, was der Menschheit von Anfang an gleichsam in die Wiege gelegt war? Ist er nicht vielmehr erst zu einer bestimmten Zeit und auf Grund bestimmter Voraussetzungen hervorgetreten, und welches waren diese Voraussetzungen? Welches sind die wichtigsten Variationen, die er im Lauf der Geschichte angenommen hat, und ist er nicht manchmal auch auf ihm feindliche Gesinnungen gestossen? Nur die Entstehung, die Abwandlungen und die Bestreitungen der These vom Fortschritt können uns lehren, mit welchen Problematiken dieser Begriff — so wie übrigens jeder geistesgeschichtliche Begriff — behaftet ist.

Schon im Vergleich mit dem Tier scheint es eine Eigentümlichkeit des Menschen zu sein, dass er in weit höherem Masse als jenes den Horizont seines Wissens immer noch erweitern und sich zu neuen Zuständen weiterentwickeln kann. Weit entfernt, an eine enge «Merkwelt» gebunden zu sein, ist er nicht nur fähig, über die Sphäre des grundsätzlich bereits Gekannten stets weiter hinauszugreifen und sich völlig Neuem zuzuwenden, sondern auch auf praktischem Gebiet auf mannigfaltigste Weise zu variieren und immer neue Einrichtungen hervorzubringen. Er ist das Wesen der Variabilität, das an keine Statik gebunden ist und stets noch wieder etwas anderes aus sich machen kann.

Es ist nun aber ein grosser Unterschied, ob diese naturgegebene Beweglichkeit des Menschen bloss nach Massgabe von Zufall und äusserer Notwendigkeit zur Auswirkung gelangt und ihn so allmählich höheren Errungenschaften entgegenführt, oder ob der Mensch seiner Fähigkeit, zu solchen Errungenschaften zu gelangen, selbst inne wird und ob er zugleich diese Fähigkeit bejaht und sie in sich zu aktivieren sucht. Um aus der Fortschritts*fähigkeit* das Fortschritts*ethos* in ihm zu wecken, bedarf es vielmehr jeweils besonderer geistiger Voraussetzungen, eines besonderen Welt- und Selbstverständnisses. Soweit wir sehen können, haben solche Voraussetzungen schon im alten Griechenland, noch weit deutlicher jedoch in der abendländischen Renaissance vorgelegen. Wir können auf die Antike hier leider nicht eingehen und wollen uns sogleich der beginnenden Neuzeit zuwenden.

Auch im Mittelalter hatte unsere diesseitige ausgedehnte und sichtbare Welt nicht für völlig gottfremd gegolten. In pyramidischem Stufenbau schien sich damals alles auf Gott zuzubewegen, aber doch so, dass das Weltliche nur den entferntesten Reichpunkt seiner Ausstrahlung bildete. Dem gegenüber bricht in der Renaissance ein völlig verändertes Weltgefühl durch. Es ist das Weltgefühl des Pantheismus, nach dem Gott in der Natur selbst anwesend ist und daher nun im Unterschied zum Mittelalter auch den Dingen der Welt gleichermassen voller göttlicher Rang zukommt. Dieses veränderte Gotteserleben bleibt nun aber nicht immanent im religiösen Bezirk beschlossen, sondern sämtliche Kulturgebiete werden dadurch revolutioniert. Die Sphären des Staatlichen und des Wirtschaftlichen erklären jetzt ihre Autonomie und beginnen nach selbständigem Gesetz im modernen Machtstaat und im Frühkapitalismus eine ungeahnte Entwicklung. In der Kunst wird der byzantinische Goldgrund von den Heiligengemälden wie ein Vorhang weggezogen und Glanz und Pracht des Profanen — Landschaft, Individuali-

tät — kommen zur Darstellung. Der Dualismus ist überwunden, das Wertgefühl nicht mehr einseitig auf einen überirdischen Punkt gebannt. Und im Zusammenhang damit steht es nun auch, dass nicht mehr nur das Religiöse allein, sondern auch die irdischen Dinge als vollgewichtige Objekte der geistigen Betrachtung erscheinen und dass ihre Erkenntnis dem Menschen einen hohen Wert bedeutet, den zu erreichen er sich mit allen Mitteln angelegen sein lässt. Auch die Erkenntnis, die direkt aus der Natur schöpft, nicht nur die aus geheiligten Büchern gespeiste, ist nun ein, ja sie ist ein dem blinden Autoritätsvertrauen überlegenes itinerarium mentis ad deum, ein Weg des Geistes zu Gott.

Wie aber Gott als das Absolute immer auch Exponent des Unfassbaren, Wunderbaren, Geheimnisvollen ist, so gilt er der mystisch-metaphysischen Grundstimmung der Renaissance sogar in geradezu mathematischem Sinne als der Unendliche. Mit seiner ganzen Unendlichkeit zieht Gott im Pantheismus der beginnenden Neuzeit in die Wirklichkeit ein und es erwacht daher nun eine Begeisterung für den unendlichen Raum, für die «Grösse der Welt». «Liebt ein Weib, wenn ihr wollt, aber vergesst nicht, Liebhaber der Unendlichkeit zu sein», ruft Giordano Bruno. Diese Unendlichkeit des Seins zieht nun aber auch eine Unendlichkeit der Seinserkenntnis nach sich. Denn unser Geist ist endlich: er kann also die Unendlichkeit nie ausschöpfen. Durfte der antike Mensch noch hoffen, mit dem Erkennen seiner endlichen Welt gleichfalls zu einem Ende zu kommen, so muss hier, da das zu Erkennende unendlich ist, das Verlangen unseres Geistes nach erschöpfendem Wissen ewig ungestillt bleiben. Wiewohl er in der Schwerkraft das Gesetz des Universums gefunden zu haben weiss, erklärt z. B. Newton gleichwohl, er komme sich vor wie ein Knabe, der am Strande Muscheln findet, während der grosse Ozean der Wahrheit noch völlig unerforscht vor ihm liege. Das gilt, wie schon vor ihm der unvergleichliche Nicolaus Cusanus ausgeführt hatte, sowohl in extensiver Hinsicht: hinter jedem Erkannten beginnt eine unbegrenzte Reihe von noch Unbekanntem, wie und vor allem in intensiver Hinsicht: auch das Erkannte selbst ist in Wirklichkeit nur eine coniectura, eine Vermutung, die von einer besseren coniectura immer noch wieder überboten werden kann. Soweit unsere Erkenntnis auch vordringe, gelangt sie also dennoch nie an eine definitive Grenze; und sie muss daher, wenn sie nicht überhaupt von ihrem Unterfangen abstehen will, immer noch weiter vordringen. Gerade aus der Endlichkeit unseres Erkennens, das sein volles Pensum letztlich nie aufzuarbeiten vermag, entringt sich so eine neue, bewegte Form der Unendlichkeit. In einem nie aufhörenden motus desideriosus, einer sehnsüchtigen Bewegung, drängt nach Cusanus unser Geist der Weisheit, in der allein er zur Ruhe kommen könnte, unersättlich wenigstens soweit es in seinen Kräften steht entgegen. Wie das Eisen zum Magneten, wird er inerarrabili affectu, in unaussprechbarer Leidenschaft, zu ihr hingezogen, sie ist für ihn wie eine Speise, die den Hunger nie völlig stillt, sondern umgekehrt sogar noch den Appetit nach sich anregt, so dass der Essende nach keiner andern verlangt und, da sie auch nie ausgeht, in aeterna cibatione numquam cesset delectari, in ewigem Mahle nie aufhört entzückt zu werden.

Wenn wir in den späteren Jahrhunderten bis heute häufig die Redeweisen von einer ewigen Perfektibilität, Vervollkommnungsfähigkeit, vom unendlichen Fortschritt (progressus in infinitum) und von der unendlichen Aufgabe hören, die wir nur näherungsweise bewältigen können, ohne sie jemals ganz zu lösen, so liegt also die ursprüngliche Wurzel dafür hier in der Renaissance. Auch in früheren Zeiten herrscht häufig die Ueberzeugung, dass durch göttliches Geschenk oder menschliche Leistung gegenüber einem älteren Zustand ein Fortschritt erzielt worden sei. Allein dieser Fortschritt wird doch meist als etwas angesehen, was hinter uns in der Vergangenheit liegt. Es war demgegenüber eine der Taten der attischen Philosophie, die Linie des Fortschritts über die Gegenwart hinaus in die Zukunft zu verlängern und die Menschen zur methodischen Mithilfe an ihm aufzurufen. Dass aber die Fortschrittslinie nicht nur in die Zukunft, sondern in eine unbegrenzte Zukunft laufen könne, dies ist ein Gedanke erst der Neuzeit und beruht auf so komplexen Voraussetzungen, dass wir, die wir nicht mehr in diesen Voraussetzungen stehen, nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht haben, uns kritisch mit ihm auseinanderzusetzen.

Jedenfalls kommt es nun seit der Renaissance und mit nochmals merkbarer Steigerung seit dem Dynamismus und Funktionalismus des 17. Jahrhunderts sukzessive zu jener einzigartigen Organisation des Fortschrittes, mit der auch die aristotelische Organisation der Wissenschaften nicht vergleichbar ist und deren Erben noch wir Gegenwärtigen sind. Es beginnen jetzt die grossen logischen Zwistigkeiten über die beste Methode, mit deren Hilfe das Wissen vermehrt werden kann, und selbst die Staaten beginnen jetzt die Gelehrten zu unterstützen und Institute und Zeitschriften zu finanzieren, da sie sich von den wissenschaftlichen Entdeckungen und Erfindungen wirtschaftliche Vorteile versprechen. Zugleich soll aber der Fortschritt von vornherein nicht bloss ein wissenschaftlich-technisch-wirtschaftlicher sein: man hofft auch auf moralische und politische Verbesserungen, und seit der Utopia des Thomas Morus reissen die Programmentwürfe nicht ab für einen sozialen Endzustand, in dem alles Gute belohnt und alles Schlechte bestraft wird. Wir wissen, dass all diese Tendenzen nicht Träume blieben, sondern sich auch faktisch ausgewirkt haben in einer Vertausendfältigung unseres Wissensstoffes, einer Umgestaltung des Lebens durch die technischen Möglichkeiten und in gewaltigen Umwälzungen auf sozialem Gebiet. Insofern haben wir hier ein gutes Beispiel dafür, wie der Wille die Tat, der Gedanke die Verwirklichung nach sich zieht. Nicht das äussere Geschehen allein, sondern vor allem der Geist ist es, was die Geschicke der Welt lenkt — und wir haben angesichts dieser Wirksamkeit der philosophischen Ideen doppelten Grund, uns Klarheit über sie zu verschaffen.

Von der Lehre, dass der Mensch, wenn *er* sich anstrengt, fortschreiten *kann*, die also einen Appell bedeutet, ist nun aber zu unterscheiden eine andere Auffassung, nach der aus höherer Notwendigkeit heraus zwangsläufig Fortschritt stattfindet und kontinuierlich stattfinden *muss*. Repräsentativ für diese Auffassung, wiewohl er sie bereits erbt und wiewohl bei ihm gerade das Moment des zukünftigen Fortschritts fehlt, kann uns die Geschichtsphilosophie

Hegels sein, nach dem es einen «Weltgeist» gibt, der die Menschen nur als Marionetten benützt, um sie in der von ihm gewollten Richtung zu lenken, und der sie, evtl. sogar unter Zuhilfenahme von List, gegen ihren eigenen Willen, von Stufe zu Stufe seiner eigenen Selbstverkörperung entgegenführt. Auch hier steht Religiöses im Hintergrund, nämlich das christliche Geschichtsbild mit seinem Versprechen eines künftigen gerechteren und gottunmittelbareren Weltzustandes. Dieses Geschichtsbild wird nun in den ungläubigeren Jahrhunderten, vor allem im 18., insofern säkularisiert, als der Mensch selbst vermöge seiner Gestaltungskraft den besseren Zustand allmählich herbeiführen soll. Aber dennoch hält man an dem *Versprechen,* dass der Idealzustand auf alle Fälle eintreten werde, nach wie vor fest und betrachtet daher die ganze Menschheitsentwicklung als einen gradlinigen Aufstieg, in dem wir, nachdem wir das Paradies der Naivität verloren haben, dermaleinst das zweite Paradies der absoluten Bewusstheit erlangen werden. Diese Ueberzeugung vom vorherbestimmten und unaufhaltsamen Fortschritt hat in der Geschichtsschreibung bisweilen eine verhängnisvolle Rolle gespielt, da sie dazu verführt, immer das jeweils spätere Stadium, dasjenige, was sich durchgesetzt hat, eo ipso für das Höhere und Wertvollere zu halten, während in Wahrheit doch auch das Mindere sich durchsetzen und das Wertvollere untergehen kann. Auch greift eine solche Ueberzeugung allzusehr über das empirisch am Material der Geschichte Verifizierbare hinaus, was den skeptischen Jakob Burckhardt gegen Hegel zu dem Ausspruch bewog: «Die Oekonomie der Weltgeschichte bleibt uns dunkel.» Es braucht aber kaum eigen gesagt zu werden, dass die Fortschritts*metaphysik,* die den Fortschritt für das unabänderlich-innerste Wesen der Geschichte ansieht, sehr wohl hinfällig, und dass dennoch das Fortschritts*ethos* sinnvoll sein könnte, das den Fortschritt nicht für notwendig, sondern lediglich für möglich und wünschenswert ansieht.

Wenden wir uns nun aber auch den schon erwähnten Kräften und Mächten zu, die dem Fortschrittsethos entgegenstehen. Hier ist nun vor allem die Macht der Tradition anzuführen, die natürliche Tendenz des Menschen, ihn den einmal überkommenen und gegebenen Verhältnissen zu verharren. Nicht nur der einmal erreichte Wissensstand, sondern auch Einrichtungen, Gewohnheiten usw., die ganzen Gefügeeinheiten der jeweiligen Kultur gelten häufig schlechthin als das Selbstverständliche, von dem man sich gar nicht vorstellen kann oder will, dass es anders sein könnte. Man hat eben zu ihr nicht nur eine nüchtern-sachliche Beziehung, sondern ist in lebensmässig-intimer Bindung mit ihr verwachsen. So sehen wir denn Menschen, ja Völker und Zeiten, denen die ganze Einstellung auf den Fortschritt abgeht und denen das zufällig einmal Besessene ohne weiteres genug scheint.

Wie es aber auch in der aussermenschlichen Naturentwicklung gibt, ohne dass sie bewusst angestrebt wird, so mag es auch hier, also ohne alle bewusste Intention auf den Fortschritt hin, gleichwohl ungewollt bisweilen zum Fortschritt kommen, denn auch ungesucht kann uns das Neue gleichsam als Geschenk in den Schoss fallen und gibt es plötzliche Erleuchtungen und von den Augen fallende Schuppen. Dennoch wird auch dann noch das Neue soweit als möglich in die Tradition eingebaut. Tritt aber doch einmal etwas Revolutionäres auf, das den nach Inhalt und Umfang festen Bestand des Bisherigen erschüttert, so wird von den Traditionsgetreuen zunächst doch nicht das Berechtigte und Bereichernde daran empfunden, sondern nur, dass es wie ein Sakrileg das bisher Gültige und Tragende zerstört. Dabei braucht das Neue nicht unbedingt als das Schlechtere zu gelten; man mag es in Grenzfällen sogar als das Bessere anerkennen. Aber dennoch wendet man sich gegen es, weil es eben ein frevler Einbruch in die von altersher sanktionierten Ordnungen ist. Man fürchtet, wenn man ein Stück des Ganzen fallen lässt, dass dann bald das Ganze sich auflösen werde. Nur gegen heftige Widerstände kann das Neue sich daher durchsetzen, ja es ist in der Wissenschaftsgeschichte vorgekommen, dass selbst eine schon gefundene und evidente neue Wahrheit die Vertreter des früheren Weltbildes dennoch nicht zur Annahme bewog: die italienischen Aristoteliker weigerten sich, einen Blick in Galileis Teleskop zu tun und sich von der Existenz der Jupitermonde überzeugen zu lassen.

Wir alle laufen in der Jugend gegen das Hergebrachte Sturm und geben ihm im Alter eher wieder Recht. Und nicht nur, weil im Alter die Begeisterungsfähigkeit für das Unbedingte und für die verjüngende Tat zurücktritt, sondern weil wir durch die langgeübte Pietät hellhöriger werden für die ewigen Werte, die in der Tradition stecken und von denen aus das Neue entweder überhaupt nicht als Fortschritt, oder, selbst wenn es einer ist, der Gewinn durch diesen Fortschritt häufig als nicht im Verhältnis stehend erscheint zu der Einbusse an geschichtlicher Kontinuität, an Statik, an Seinsvertrauen, die mit ihm einhergeht. In der Tradition kann eben die Weisheit der Geschlechter sprechen und bekundet sich unsere Verbundenheit mit ihnen. Sie stellt insofern noch diesseits aller Ideologie dauernd ein gleichsam natürliches Gegengewicht gegen den Fortschritt dar. Es bedarf erst einer ausgeprägten Fortschrittsideologie, damit auch sie sich ideologisch als Traditionalismus oder Konservatismus dieser entgegenstellt.

Neben dem immer vorhandenen natürlichen Fortschrittshemmschuh der Tradition gibt es nun aber noch geschichtliche philosophische Haltungen, von denen aus der Fortschritt ebenfalls eine Relativierung erfährt. Wie wir zwischen der blossen Fortschrittsfähigkeit und dem Fortschrittsethos zu unterscheiden hatten, so gilt es auch hier zwischen der blossen mangelnden Fortschrittsbereitschaft und dem ausgesprochenen Unglauben an den Fortschritt zu unterscheiden. Und zwar wird solcher Unglaube mit jeweils wieder anderer Motivation und Abzielung vor allem vertreten im Mittelalter, im Zeitalter Goethes, und wieder in unserer eigenen Gegenwart. Wir wollen kurz vom Mittelalter handeln, ausführlicher dann vom Zeitalter Goethes, an die Gegenwart jedoch nur hie und da erinnern, da die modernen Autoren jedem am ehesten zugänglich sind, während für das Frühere dem Geisteshistoriker die Aufgabe der Vermittlung und der Verlebendigung obliegt.

Bekannt ist der Kampf der mittelalterlichen Kirche gegen die neuen Entdeckungen der Naturwissenschaft. Allein das, wogegen hier gekämpft wird, ist doch nicht so sehr der Fortschritt als solcher, son-

dern es sind mehr nur einzelne Thesen, die zu Ueberzeugungen der damaligen Glaubenswelt in direktem inhaltlichem Widerspruch stehen. Allein auch dort, wo sie nicht selbst schon über das Wahre zu verfügen glaubt, ist die mittelalterliche Scholastik dem Fortschritt gleichwohl gegnerisch gesonnen. Wohl ist sie selbst in ihrer Blütezeit eine Welt von ungeheurer geistiger Leidenschaft; allein dennoch ist eben damals die Sphäre der Forschung noch nicht, wie später, eine selbständige Kultursphäre, sondern sie ist vom Rahmen des Glaubens umspannt, in dem allein sie ihr Feld hat. Trotz aller rationalen Fähigkeiten bleibt es Grundannahme der Zeit, dass uns alle Wahrheiten, die zu wissen uns nottut, teils durch göttliche Offenbarung, teils durch irdische Autoritäten schon als feststehend übermittelt sind. Und was unser Forschen sinnvollerweise noch ausrichen kann, ist daher nur, diese Wahrheiten untereinander und mit der Vernunft in Uebereinstimmung zu bringen. Der Fortschritt — wenn man es so nennen will — der hier gesucht und zuwege gebracht wird, bezieht sich immer wieder nur auf die geistige Durchdringung, auf die Verständlichmachung der ohnehin schon vorliegenden Glaubenstatsachen. Ein Vordringenwollen über dieses Vorliegende hinaus zu noch anderem und Neuem dagegen kann auf die Scholastik aus ihren Voraussetzungen heraus sinnvollerweise überhaupt keine Anziehungskraft ausüben. Die Wahrheit, die sie schon besitzt, ist ihr die Heilswahrheit, von der Erlösung und Seeligkeit abhängen, und deshalb hat Gott auch Sorge getragen, sie uns zu verleihen. Alle übrige Wahrheit dagegen, die wir uns noch erwerben könnten, ist dieser gegenüber von vornherein nur weltlicher Tand, und deswegen *sollen* wir sie uns eben gar nicht erwerben, sondern sollen uns an der bereits niedergelegten Genüge sein lassen. Wie schon die biblische Genesis den Sündenfall geradezu in der widerrechtlichen Aneignung eines uns von Gott vorenthaltenen Wissens, im Essen vom Baum der Erkenntnis bestehen lässt, so erscheint daher auch hier das Verlangen nach zusätzlichem Wissen nur als Anmassung und Frevel. Ausdrücklich warnen etwa Augustin und Thomas von Aquino vor der curiositas, dem Erkenntnisverlangen, das uns, wenn es sich nicht mässigt und auf die summa veritas, auf die höchste Wahrheit, beschränkt, bloss von der Sorge um unser Heil abbringt. Die concupiscentia oculorum, die Wissensgier, ist insofern noch ein gefährlicheres Laster als die concupiscen tia carnis, die Fleischesgier. Die Fähigkeit und Tendenz zum geistigen Fortschritt, zu andern Zeiten Ruhm und Stolz der Menschen, ist also hier nur ein böser Trieb, der uns an das Flüchtige und Belanglose der Welt preisgibt. Werden die Schranken unseres Wissens sonst eher beklagt und zu erweitern gesucht, so zieht sie das Mittelalter umgekehrt noch enger, als sie an sich verlaufen müssen.

Ein dichterisch eindrucksvolles Sinnbild dieser mittelalterlichen Wertungsweise ist der Odysseus der Divina Comedia des Dante, der hier auf einer letzten — bei Homer nicht bezeugten — Fahrt über die Säulen des Hercules, denen man die Inschrift «nec plus ultra» zuschrieb, hinaus in den offenen Ozean segelt. Dadurch aber macht er sich der Sünde des Erkenntnisübermutes schuldig und kommt unmittelbar darauf durch einen Sturm um. Dante verherrlicht in ihm nicht etwa, wie man vielfach gemeint hat, den kühnen Bahnbrecher, sondern lässt den Vermessenen, der die gottgesetzten Grenzen des Bekannten durchstossen will, sein Schicksal mit Recht erleiden. Erst das Zeitalter der Entdeckungen bringt die Scheu vor dem Ueberschreiten der Säulen des Herakles zum Verschwinden. In bewusster Opposition gegen das frühere Empfinden wählt Karl V. «plus ultra» zu seiner Devise und lässt Münzen mit dieser Aufschrift prägen. Und auch diese Devise wird später aufs Geistige überhaupt angewandt. In der Vorrede zur «Instauratio» sagt Bacon, der als einer der Herolde des neuzeitlichen Fortschrittsgedankens zu gelten hat, den Wissenschaften, sowie man sie bis jetzt betrieben habe, seien gleichsam, ebenso wie früher auch der Kenntnis des Erdballs, vom Schicksal Säulen gesetzt gewesen, über die hinauszukommen man weder verlangte noch hoffte. Die Originalausgabe seines «Organon» von 1620 zeigt aber auf dem Titelbild eine Vignette, auf der ein Schiff mit vollen Segeln zwischen diesen Säulen hindurchfährt, mit dem Motto: multi pertransibunt et augebitur scientia, viele werden hindurchdrängen und die Wissenschaft wird wachsen.

Als einzige Bildungsmacht ihrer Zeit konnte die mittelalterliche Kirche die von ihr theoretisch befehdete Fortschrittstendenz auch effektiv zurückdämmen. Die Fortschrittsgläubigkeit der Goethezeit dagegen, da sie sich bereits in Reaktion zu einer Mitwelt befindet, die geradezu von Fortschrittstaumel ergriffen und auch auf den bereits geleisteten Fortschritt stolz ist, dokumentiert sich zugleich geschichts-philosophisch in einer veränderten Deutung des Geschehenden. Hier ist nun als Vorläufer und Anreger vor allem Rousseau zu erwähnen, nach dessen Auffassung der Mensch so, wie er seiner Idee nach sein soll, bereits aus den Händen Gottes hervorgeht und durch die ganze Verfeinerung der Kulturentwicklung lediglich degeneriert. Rousseau kann sich hierfür auf älteste Menschheitsdokumente berufen. Schon die Bibel lässt ja den Menschen aus der anfänglichen Paradiesvervollkommenheit verstossen werden. Und ähnlich berichtet uns Hesiod von den vier Weltaltern, von denen jeweilen das nachfolgende barbarischer ist als das vorhergehende. Nach Rousseau ist nun aber dieser Verfall nichts Unentrinnliches. Der Mensch kann und soll daher nach ihm den sog. Fortschritt wieder rückgängig machen und zur «Natur» zurückkehren. Allerdings ist die Natur, wie er sie versteht, nichts anderes als eine einfachere Kultur. Ohne das Vorbild der Paradieserzählung hätte er auch sagen können, dass er den Fortschritt zwar anerkenne, dass dieser jedoch nach ihm bei einem bestimmten Punkt sein Optimum habe und dass von da ab ein Weiterschreiten in seinen Augen nur Dekadenz sei. So wie er sich äussert, dreht er einfach die Strebungen der Aufklärung wie zum Paradox um. Dem gegenüber aber bahnt sich nun bei Vico, beim jungen Herder und beim jungen Goethe, in der Romantik noch eine andere, tiefere und auch von der Gegenwart wieder aufgenommene Gegenlehre gegen die Fortschrittslehre an.

Um jedoch den Einsatz der Polemiken richtig würdigen zu können, müssen wir noch verschiedene Ausprägungen der Fortschrittsphilosophie unterscheiden. Da ist zunächst die These, wie sie etwa noch von Bossuet vertreten wurde, die verschiedenen grossen Kulturen lösten sich einander ab und die jeweils folgende stünde wieder höher als die frühere. Die orientalische Welt entspricht gleichsam dem

Kindheitsalter der Menschheit, die griechisch-römische Kultur dem Jünglingsalter, wir selbst sind vielleicht das reife Mannesalter. Dagegen bricht sich nun hier die Einsicht Bahn, die Kulturen hängen gar nicht wie die Glieder einer Kette aneinander, sondern jede ist wieder ein völlig selbständiges Gebilde; und wie sie einander nicht voraussetzen, so sind sie einander auch nicht unter- oder überlegen, sondern jede verkörpert auf ihre Weise eine gleichermassen sinnvolle Ausprägung des Menschseins. Jede Kultur ist zwar auch beschränkt und einseitig — und deshalb ist es gut, dass es eine Pluralität und Succession der Kulturen gibt, die sich auf diese Weise gesamthaft ergänzen — aber jede ist doch als Spiegelung des Absoluten jeder andern grundsätzlich parallel geordnet. Sie verhalten sich zueinander wie nach Lessing auch die Religionen: wie gleichwertige Ringe, bloss dass nicht, wie dort, der echte Ring verloren ging, sondern dass sie alle echt sind. Wir nennen diese Auffassung, wie sie etwa schon in Herders «Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit» hervortritt und nach der es nicht einen gradlinigen Kulturfortschritt, sondern eine Vielzahl in sich geschlossener Kulturkreise gibt, von eben diesem Bild des Kreises hat die zyklistische Geschichtsauffassung. Auch in der Gegenwart wieder ist dieser Zyklismus verbreitet und vor allem auch durch Oswald Spenglers Kulturmorphologie berühmt geworden. Bloss dass sich freilich mit der Einsicht in die Unabhängigkeit der Kulturen voneinander die Ueberzeugung von ihrer Gleichwertigkeit nicht notwendig zu verbinden braucht, wie etwa die weithin geübte Einteilung in «Hochkulturen» und «Halbkulturen» zeigt, die sich offenkundig zu einem wertenden Gesichtspunkt bekennt.

Was aber für die Kulturen in ihrer Vielheit gilt, das gilt auch für die einzelne Kultur: auch innerhalb von ihr herrscht nach den Zyklisten kein Fortschritt, sondern mehr organisch ein Blühen und Verwelken, wo jeder Phase im Gesamtablauf gleiche Notwendigkeit und gleich hoher Sinn zukommt. Auch und gerade die Ur- und Frühzeiten gelten insbesondere der Romantik nicht etwa nur als vorbereitende Vorstufen für Späteres, sondern auch sie haben ihre immanente Vollendung, und sind, um den späteren Ausspruch Rankes zu benutzen, «unmittelbar zu Gott». Aehnlich zeigt auch die Gegenwart wieder eine besondere Vorliebe für das Archaische und Primitive.

Wie auf die Kultur als Ganze, so erstreckt sich der Unterschied zwischen fortschrittlichem und zyklistischem Denken auch auf die einzelnen Kultur*gebiete*. Der Rationalismus des 18. Jahrhunderts hatte angenommen, für jedes Gebiet — also etwa Staat, Recht, Kunst usw. — gebe es immer nur ein einziges, rein vernunftmässig festzustellendes Ideal: eben den «vernünftigen Staat» usw. Die geschichtliche Realität hat nun die Aufgabe, sich diesen Vernunftsidealen fortschreitend anzunähern. Ob sie dies aber tut oder nicht, so hat sie jedenfalls an den Idealen den Maßstab ihres Wertes, man kann von ihr eigentlich nichts lernen, sie ist nur als Kuriosität, als mehr oder minder grobe Verzerrung des Vorbildes interessant. Dem gegenüber sagt das Zeitalter Goethes: an die rein aus dem Denken heraus konstruierten Ideale glauben wir nicht, wir glauben vielmehr an eine gleichmässige Sinndurchwaltetheit alles historisch Gewachsenen. Nicht nur im Hirn des Gelehrten, sondern überall in der Geschichte herrscht eine Vernunft, und die geschichtlichen Abwandlungen, denen alles Kulturelle unterliegt, sind daher nicht Verzerrungen, sondern gerade vollwertige Bezeugungen dieser Vernunft. So ist es z. B. nicht angängig, die Kunst früherer Epochen von einer für klassisch angesehenen Stilnorm her zu bewerten, sondern innerhalb aller Stile ist Genialität und Ausdruck letzter seelischer Nüance möglich. Jede Epoche hat eben wieder — mit dem heutigen Terminus — ein anderes «Kunstwollen», und wenn etwa die Malerei des Mittelalters die Gesetze der Perspektive noch nicht beherrschte, so ist das nicht bloss als Unvollkommenheit abzutun, sondern es ist ein eigenes Gestaltprinzip, mit dem sich an ebenso Tiefes und an ebenso Grosses rühren lässt wie mit Hilfe jedes andern Gestaltprinzips. An die Stelle des logisch ersonnenen Einen Absoluten, auf das hin die geschichtliche Realität fortschreiten soll, tritt also hier die allenthalben in der Geschichte selbst enthaltene Mannigfaltigkeit des Absoluten, und für Fortschritt ist deshalb hier kein Raum mehr, statt dessen aber hat das historisch Gewordene nun nicht mehr nur Kuriositätsinteresse, sondern gerade zu ihm sollen wir uns andächtig zurückwenden. Dasselbe Prinzip, könnte man sagen, das die Romantik mit dem Fortschrittsglauben brechen heisst, lässt sie zugleich zum Geburtsschoss des historischen Sinnes werden.

Ob sich freilich der Zyklismus für alle Kulturgebiete und für alle in gleichem Masse vertreten lässt, bleibt eine weitere Frage. Hegel hat ihn auch für das Gebiet des Wissens durchzuführen gesucht und ist damit, wie ich hier nicht mehr näher zeigen kann, gescheitert. Denn offenbar löst sich vor allem auf dem Gebiet des Wissens häufig nicht nur einfach Gleichwertiges ab, sondern es gibt hier auch die eindeutige Steigerung vom Unzulänglicheren zum Zutreffenderen und vom Weniger zum Mehr. Dennoch hat auch heute wieder Spengler sogar von derjenigen Wissensdisziplin, die sich am ehesten eines unerschütterlichen Wachstums durch alle Völker und Zeiten hindurch rühmen zu können scheint, von der Mathematik, zu zeigen gesucht, auch sie nehme in jedem Kulturkreis wieder eine andere Gestalt an und es gebe überhaupt keine Mathematik, sondern nur Mathematiken. Nach Max Scheler gilt es drei «Wissensformen» zu unterscheiden, von denen nur die eine, und zwar die wenigst tiefe, die wissenschaftlich-technische, Fortschritt kennt. Aehnlich hat nach Alfred Weber nur die «Zivilisation» Fortschritt, nicht aber die «Kultur».

Ob nun aber innerhalb der einzelnen Gebiete Fortschritt herrscht oder nicht, so ist davon doch unabhängig noch ein weiterer Gedanke, der nun von manchen Fortschrittsgläubigen ebenfalls noch vertreten wird, dass es nämlich einen Fortschritt von Gebiet zu Gebiet gebe, dass also etwa, wie Auguste Comte will, das religiöse Stadium der Menschheit durch ein metaphysisches und dieses durch das positiv-wissenschaftliche abgelöst werde. Diese Lehre kann sich darauf berufen, dass in der Tat geschichtlich die Religion sowie auch die Kunst vor der Philosophie da waren und dass das Scientifische, wenn man einen bestimmten Begriff davon zugrunde legt, wiederum eine spätere Erscheinung ist. Aber anderseits blieben doch geschichtlich die früher erreichten Stadien auch nach Erreichung der späteren erhalten,

und auch rein theoretisch-wertmässig betrachtet: dass das Spätere eo ipso das Höhere sei und dass durch das Auftauchen des Späteren das Frühere schlechthin überboten und überflüssig gemacht werde, berührt doch recht gewalttätig und konstruktiv. Auch diese Auffassung ist ausgesprochen rationalistisch und misst den Rang der kulturellen Erscheinungen einfach am Grad der in ihnen zutage tretenden Rationalität. Vielleicht gibt es aber noch andere Werte neben der Ratio, die ebenso verwirklichungswürdig sind wie sie. Und vielleicht ist es auch hinsichtlich des Erkennens selbst nicht so, dass es um so mehr an die Wahrheit rührt, je spezifisch logischer und verstandesmässiger es ist, sondern dies ist nun eine weitere Einsicht, die in der Goethezeit gewonnen wurde, dass uns auch die Fähigkeiten des Gefühls, der Ahnung, der Intuition, des unmittelbar-lebendigen Wirklichkeitskontakts eine Wahrheit, und zwar sogar möglicherweise eine tiefere und weisheitsvollere Wahrheit vermitteln. Diese Fähigkeiten aber sind, so sieht es die Goethezeit weiterhin an, gerade in den weniger fortgeschrittenen Zeiten verbreiteter und finden sich infolge des zunehmenden Ueberwucherns des Vernunftfaktors fast nur noch beim Volke und beim Genie, die daher jetzt — in der Goethezeit — beide eine gesteigerte Schätzung erlangen. Und nicht in der wasserklaren Luzidität der Philosopheme und wissenschaftlichen Lehrsätze, auf die die Aufklärungszeit so stolz ist, sondern gerade in den Symbolen von Dichtung, Kunst und Mythologie kommen diese Fähigkeiten vor allem zum Ausdruck. Dass die Goethezeit eine Renaissance der Dichtkunst bringt, liegt also nicht etwa nur daran, dass zufällig ein paar gute Dichter geboren wurden, sondern es hängt unmittelbar mit einer gleichzeitigen Auffassung des Erkennens zusammen, nach der eben das Bildliche, Geheimnisvolle und Wunderbare der Dichtung viel mehr Wesentlicheres, Stärkeres, Echteres enthält als die eindeutige Klarheit der Gelehrten. Sah die Aufklärung in jenen bildhaften Aeusserungsformen nur Etappen auf dem Wege zu den logisch durchgearbeiteteren, so sieht also ein Zeitalter Goethes in ihnen Möglichkeiten sui generis, die durch die Entwicklung der Vernunft so wenig überholt werden, dass sie vielmehr im Gegenteil ewig etwas für uns verschliessen, was mit der blossen Vernunft unfassbar bleibt.

Wir sehen also, wie ein Gedanke, dem wir häufig begegnen und den wir leichthin wie etwas Feststehendes auszusprechen geneigt sind, der historischen Bedingtheit und Wandelbarkeit unterliegt. Vielleicht kann uns dieser Einblick in das geschichtliche Schicksal des Fortschrittgedankens zu höherer Gerechtigkeit gegen ihn veranlassen, so dass wir das Zutreffende an ihm anerkennen, ohne doch sein Irriges und Gefahrvolles zu übersehen. Wir dürfen uns weder blindlings zu ihm bekennen noch auch ihn ganz fallen lassen. Sein Geltungsbereich ist eben nicht so weit, wie man zeitweise gemeint hat, aber er ist auch wieder nicht so eng, wie die Gegner gemeint haben. An die Stelle einer scheinbar eindeutigen Idee tritt so eine gegliederte Vielheit, zu der sich nicht global positiv oder negativ Stellung nehmen lässt. Derselbe Mensch kann in der einen Hinsicht fortschrittsgläubig und in der andern fortschrittsungläubig sein. Und das ist vielleicht überhaupt eine der Aufgaben der Philosophie, dass sie nicht nur, wie andere Wissenschaften, einen bestimmten Lehrstoff vermittelt, sondern dass sie, indem sie das tut, zugleich unsere eingefleischten Denkgewohnheiten auflockert, das Selbstverständliche als fraglich, das Fragliche als sinnvoll zeigt und so durch ihren Stachel und durch ihre Sonde zur Erwägung bisher nicht beachteter Möglichkeiten zwingt.

Michael Landmann, Basel.

FÜR DIE SCHULE

Unterstufe

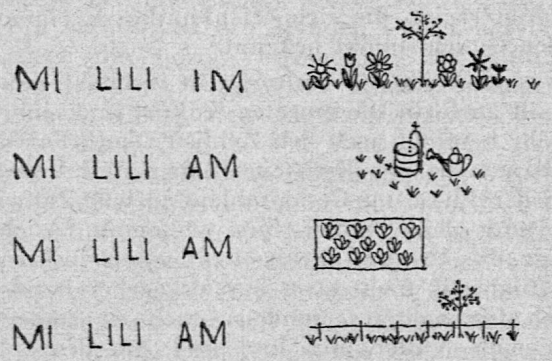
Die Stellung des Unterrichtsgespräches im Gesamtunterricht gezeigt am Thema „Der Garten“

(Schluss*)

3. Der Leseunterricht

Auch das Lesen gibt Anlass zu Unterrichtsgesprächen. Wir wählen einen Text, der zu unserem Gesamtunterrichtsthema passt. Wir wählen ihn aber auch so, dass er eine möglichst in sich geschlossene Geschichte enthält. Es treten Kinder auf, die etwas tun. Wir lassen sie verschiedene Handlungen ausführen, die wohl miteinander im Zusammenhang stehen, deren Bindeglied, Voraussetzung oder Nachgeschichte aber fehlt. Aus ihren kindlichen Erfahrungen heraus ergänzen die Kinder den Text. So veranlassen wir das Kind von Anfang an, beim Lesen zu denken. Das Lesen ist nicht Selbstzweck, sondern vermittelt ihm Wissen. Wenn es gelesen hat, weiss es etwas.

Folgende einfache Beispiele zeigen dies:

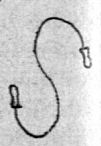


Die Kinder besprechen den Text:

Lili ist im Garten. Der Vater hat es geschickt. Das Wetter ist heiss, die Pflanzen dürsten. Lili geht zum Wasserfass und füllt seine Giesskanne. Nun geht es zum Salatbeet und begiesst die Pflänzchen. Ist die Arbeit beendet, steht es an den Gartenzaun und wartet auf seine Freundin. Die beiden dürfen im Garten spielen.

Die Kinder sind müde vom Steine-Auflesen im Garten. Sie setzen sich ein wenig in den Garten. Nur das ganz kleine Annelies tollt noch herum. Es geht zum Karren und holt das grosse Seil. Schon hat es bei seiner grösseren Schwester, die in die erste Klasse geht, gesehen, wie man Buchstaben schreiben kann. Die versucht es jetzt mit dem Seil zu legen.

Die Kinder versuchen nun alle bisher gelernten Buchstaben zu legen. Annelies kann aber mit ihrem Seil noch einen Buchstaben legen, den wir noch nicht kennen.

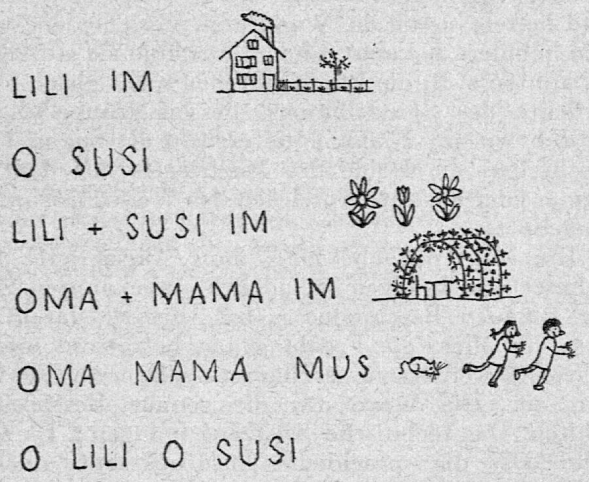


Eine Lesegeschichte festigt diesen neu gewonnenen Buchstaben:

*) Siehe SLZ 39, Seite 747.

Gespräch der Kinder: Susi und Lili sind im Garten. Sie haben zuerst Unkraut gejätet. Jetzt dürfen sie spielen. Das ist lustig, wenn man einander um die Beete herum nachlaufen kann. Die Kinder werden immer eifriger. Lili hat Susi fast eingeholt. Da springt Susi durch alle Beete hindurch und verdirbt sie. So, so, Susi, was hast du gemacht! So, so, Susi, das wird gesagt!

Dass es im Garten noch ganz andere Abenteuer zu bestehen gilt, zeigt folgende Geschichte:



Die Kinder verstehen die Geschichte so: Lili ist daheim. Es muss der Mutter helfen. Das ist nicht so lustig, wie wenn man draussen tollen kann. Es schaut zum Fenster hinaus. Ei sieh, da kommt Susi gesprungen. Schnell die Mutter fragen, ob ich nicht auch ins Freie darf. O Freude, sie erlaubt es. Die beiden Mädchen hüpfen in den Garten. Unterdessen ist auch die Grossmutter gekommen, und Mama führt sie im Garten spazieren. Sie zeigt ihr all die schönen Blumen und die Gemüsebeete. Plötzlich hören die zwei Frauen einen entsetzlichen Schrei. Die Mädchen kommen angstvoll gerannt. Eine Maus, eine Maus! Die beiden Frauen müssen herzlich lachen über die beiden Angsthasen.

4. Der Rechenunterricht

Das Unterrichtsgespräch kommt im Rechenunterricht deshalb zustande, weil unser Lernausgang den sachlichen Hintergrund bildet für unsere Rechenstunden.

Wir suchen miteinander die Rechnungsmöglichkeiten innerhalb unseres Gesamtunterrichtsthemas. Geschichtenrechnungen müssen im Unterrichtsgespräch besprochen werden, bis allen Kindern klar ist:

1. Was ist zu rechnen («Und»- oder «Weniger»-Rechnung)?
2. Was bedeutet das Ergebnis?

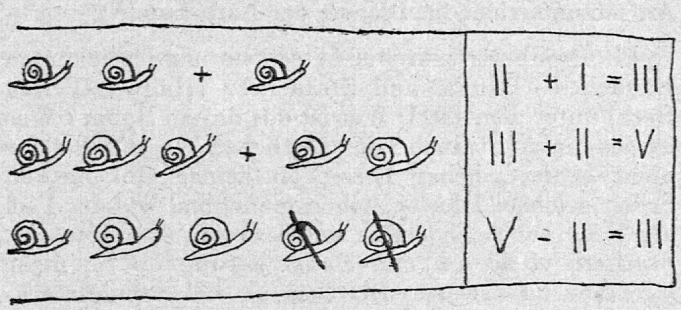
Über Vorschläge von Übungsmöglichkeiten wird diskutiert.

Das kleine Annelies hat den Korb entdeckt, in den seine Geschwister Grasbüschel und Steine gesammelt haben. Heimlich liest es die Steine wieder heraus. Es zählt sie, es sortiert sie, die grossen auf einen Haufen, die kleinen. Es macht das Spiel: Wieviele habe ich in der rechten Hand, wieviele in der linken?

Wie es ihm langweilig wird, fängt es an, die Steine fortzuwerfen.

Ein anderes Beispiel. Es ist nasses Wetter. Im Garten sind viele Schnecken. Annelies, Annemarie, Adolf und Andres sind auf der Schneckenjagd. Adolf hat in der rechten Hand bereits zwei, in der linken einen. Andres hat links drei, rechts zwei. Aber es sind ihm zu viele klebrige Wesen auf der Hand. Zwei lässt er wieder los. Adolf kommt ein guter Gedanke. Die beiden Buben könnten die Schnecken zusammen in eine Schachtel stecken. Sie haben sechs Schnecken zusammen. Die Mädchen tun es ihnen nach. Sie haben auch sechs. Die Buben möchten aber mehr haben. Sie suchen und finden noch zwei. Die Mädchen suchen auch weiter. Sie finden noch drei. Jetzt hätte es Streit gegeben, wäre nicht Onkel Otto dazu gekommen. Er schlichtet: alle sollen in ihrer Schachtel gleich viele Schnecken haben. Die Mädchen müssen eine wieder ins Gras setzen.

Rechenschema:



5. Die übrigen Fächer

Die praktische Tätigkeit der sogenannten Kunstfächer: Turnen, Singen, Schreiben, Zeichnen, Handarbeit werden uns um vieles erleichtert, weil sie durch die eingehende Besprechung in den andern Fächern einen plastischen Hintergrund erhalten. Hat man die Hacke eingehend besprochen und deren Funktion erkannt, so wird die Zeichnung ganz anders herauskommen, spricht man von den Mühen des Steine-Auflesens und lässt nachher die Kinder ein entsprechendes Verslein melodisieren, wird man in der Gestaltung der Melodie das Miterleben spüren. Ebenso erreichen wir eine Verlebendigung der Turnübungen, wenn wir besprochene Tätigkeiten nachahmen. Dadurch, dass es Auswirkungen sind, sind es eigentliche Kontrollstationen, die zeigen, wie die Kinder die Sache begriffen haben. Sie sind ebenso wichtig wie die zuvor behandelten Fächer Sprache, Lesen, Rechnen und sollten mit ebenso grosser Sorgfalt und Liebe behandelt werden wie die sogenannten Hauptfächer.

a) Singen: Wir befestigen den Zweitakt mit dem Verslein:

Hagge, hagge, o mi Rugge
o mi Rugge tuet mr weh!

Daneben lernen wir ein Liedlein vom Garten (Liederbüchlein Fi Fa Fo, S. 15).

b) Zeichnen: Nach Beendigung des Lernausganges in den Garten setzen wir uns hin und malen unsere Eindrücke.

c) Schreiben: Schreibübungen der neu erarbeiteten Buchstaben. Abschreiben von Textlein.

d) Turnen: Selbstverständlich gibt es auch in der Turnstunde zu spaten, zu hacken, zu säen und zu setzen genug. Den Abschluss bildet das lustige Singspiel vom Zibelesetze.

e) Handarbeit: Auf ein stolzes Gartenhäuschen gehört auch ein schmuckes Windrädchen. Stecken, Stecknadeln und Krälleli sind bald zur Hand. Wie lustig, wenn all die bunten Rädchen sich im Winde drehen.

Mit der Zeit lernen die Kinder dort zu sprechen, wo es die Notwendigkeit erfordert, so dass das Unterrichtsgespräch neben den Übungen und den praktischen Tätigkeiten seinen Platz hat. Es darf aber niemals dominieren, sondern ist nur Mittel zur Erwerbung der Begriffe, zu ihrer Einordnung in das kindliche Weltbild und zum Anreiz ihres Verstandeswachstums.

H. P. Meyer-Probst.

Mittel- und Oberstufe

An den Früchten sollt ihr sie erkennen!

Aufsatzunterricht im Dienste der Naturkunde

Ch. Brodbeck schreibt in seinem ausgezeichneten Bändchen «Bäume und Sträucher» (Hallwag-Verlag Bern) unter dem Titel: Was ist das für ein Baum? Was ist das für ein Strauch? die tröstlichen Worte: «Sei nur nicht geniert, lieber Leser, ob deiner Unkenntnis! Selbst gelehrte Häuser stehen manchmal wie der Esel am Berg vor solch einem unbekannten Holzgewächs. Stochern eifrig um den Baum herum, ob sie nicht irgendein unverwestes Blättlein als Erkennungsmerkmal erhaschen könnten und reiben verlegen an der Rinde. Sogar gewiegten Holzfachmännern kann ein Lapsus passieren.»

Der Verfasser hat schon recht: Wandern wir im Laufe des Jahres nicht zu dutzenden Malen dem Waldrand entlang oder dringen in des Forstes Dunkel ein, kommen an Sträuchern und Bäumen vorbei, ohne uns um ihre Namen zu kümmern? Unsere Schüler können wohl eine Blüte in Blumenblätter, Staubbeutel und Stempel zerlegen, wissen über den biologischen Aufbau oder die physiologischen Gesetze in der Pflanzenwelt Bescheid, sind aber überfragt, wenn man ihre Kenntnisse der heimischen Sträucher und Bäume prüft. Sie kennen Spitzahorn und Platane, deren Zweige in die Schulzimmerfenster hereinschauen, nicht voneinander und können nicht entscheiden, ob der schattenspendende Baum auf dem Schulplatz eine Sommer- oder Winterlinde sei. Jeden Tag wandern sie auf dem Schulweg an einer Weissdornhecke vorbei, halten die Eibe beim nahen Bauernhaus für eine Weisstanne und glauben, am Hainbuchenhag finde man Haselnüsse.

Wir sollten unsern Volksschülern *das Nächstliegende in der Natur* wieder mehr beibringen, das, woran sie tagtäglich vorbeikommen, kurz: den heimatlichen Strauch und Baum. Unsere Grosseltern, besonders in ländlichen Gegenden, wussten um die Heilkraft manchen Kräutleins, kannten das Gehölz der Hecken mit Namen und konnten essbare und giftige Beeren des Waldes auseinanderhalten.

Das Kind kann aber nur in eine nähere Beziehung zu diesen Gewächsen gebracht werden, wenn es deren Namen kennt. Dann wächst die Freude und erwacht das Interesse, dann erst ist ein Lehrausflug kein blosser Spaziergang mehr, weil das Kind auf Schritt und Tritt lieben Bekannten begegnet und mit offenen Sinnen nach Neuem Ausschau hält. Gewiss erschöpft sich die Natur nicht in Namen, und wir reden nicht einer Naturkunde das Wort, die darauf ausgeht, dem Kind einen möglichst grossen botanischen Wissensballast mitzugeben und die darob die Lebensnotwendigkeiten einer Pflanze vergisst. Aber es scheint uns, die «Namen-Naturkunde» sei in den letzten Jahren doch etwas zu stark ausser Kurs gekommen. Wie diesem Mangel an elementarer Naturkenntnis begegnet werden kann, dazu möchte die vorliegende Arbeit beitragen.

In dieser herbstlichen Jahreszeit, da der Waldrand mit einer Fülle von Beeren prangt, ist die Besprechung der verschiedenen Sträucher besonders dankbar. Nachdem wir sie im Frühling im Blütenkleid kennengelernt, im Sommer die Rinde und das Laubgewand uns gemerkt hatten, wollen wir nun im Herbst noch die Früchte des Waldgebüschs genauer betrachten. Ich brachte von mehreren Sträuchern Zweige in die Schule und heftete sie an die Wandtafel. Verschiedene waren den Schülern bekannt, andere machten sie stutzig. Sie erkannten z. B. die Pfaffenhütchen nicht gleich als die Früchte des Spindelbaums, dessen grüngelbe zarte Blüten wir im Frühling untersucht hatten und verwechselten die Dolde des Hartriegels mit dem Holunder oder das rote Äpfelchen des Weissdorns mit der Hagebutte.

Die erste Aufgabe hiess nun: Augen auf! Jeder Schüler erhielt einen womöglich unbekannten Zweig zur genauen Beschreibung. Ich wies sie darauf hin, dass vor allem die Frucht genau betrachtet und beschrieben werden müsse. Hier setzte die erste Schwierigkeit ein. Die Worte für die genaue Beschreibung fehlten. Das technische Rüstzeug mangelte. Es zeigte sich, dass die sprachliche Ausdruckskraft noch zu schwach war.

Zum Glück kann der Primarlehrer in solchen Fällen eine Sprachübung in die Naturkundstunde einschalten. Es galt, dem Schüler den Wortschatz zu geben, der ihn befähigen sollte, die ihm gestellte Aufgabe zu lösen.

So klären wir denn an den mitgebrachten Sträuchern etwa folgende Begriffe:

Name der Frucht: Beere, Same, Hülse, Nuss.

Form: rund, eiförmig, plattgedrückt, oval, nierenförmig, bohnenförmig, länglich, heidelbeerartig.

Farbe: scharlachrot, tiefschwarz, blauschwarz, karminrot, braunschwarz, zinnoberrot, zimtbraun usw.

Anordnung: in einer Dolde, Rispe, Traube, im Quirl oder Büschel. Dazu gehören auch die Ausdrücke: Blattachsel, Stielansatz, Fruchtfleisch usw.

Nach dieser Vorbesprechung lasse ich die Schüler «ihren» Zweig beschreiben. Man mag einwenden, die botanische Terminologie einzuführen sei abwegig und der Schüler trage für seinen sprachlichen Ausdruck keinen grossen Gewinn davon. Die Beschreibung einer Pflanze erfordert aber vom Schüler eine Menge klarer Beobachtungen, die er auf andern Gebieten wieder anwenden kann. Er muss sich fragen: Kann man den Zweig nach meiner Beschreibung erkennen?

Die folgenden Arbeiten zeigen, wie der Schüler sich um die genaue Schilderung des Gegenstandes bemühte:

Die Früchte meines Strauches wachsen an Stielen wie beim Holunder. Sie sind plattgedrückt. Von weitem meint man, es wären Marienkäfer. Mit der Zeit werden sie schwarz. Jetzt sind

aber die meisten Beeren noch rot. Im Frühling blüht der Strauch in weissen Dolden. Es ist der wollige Schneeball.

*

Mein Strauch heisst Schwarzdorn oder Schlehe. Er hat blauschwarze, rundliche Früchte. Sie hängen an kurzen, dünnen Stielchen. Die Früchte sind mit einer feinen, hellen Wachsschicht überzogen. Sie gleichen den Zwetschgen.

*

Meine Pflanze besitzt flaschenförmige Früchte. Sie sind scharlachrot und in Trauben angeordnet. Die Samen sind in zwei Hüllen eingebettet, in der äusseren roten und einer innern durchsichtigen Hülle. Sie schmecken säuerlich. Daher stammt der Name Sauerdorn. Er trägt auch die Bezeichnung Berberitze.

*

Aus einem etwa ein Zentimeter langen, milchigweissen Stielchen wächst eine einzige schwarze Beere. Sie gleicht einer schwarzen Johannisbeere. Darin stecken zwei Kerne, ähnlich wie bei der Frucht der Eibe. Herr Lehrer verriet mir den Namen: Der Zweig stammt vom Faulbaum.

*

Ich habe eine Pflanze, die feuerrote Beeren trägt. Sie gleicht einer Winde. Wenn man die roten Beeren entzwei schneidet, quillt ein roter Saft mit vielen flachen Kernchen heraus. Die grünen Beeren sind noch steinhart. Die Blätter sind unten breit, und oben werden sie ganz spitzig. Sie wachsen schön regelmässig. Das eine spriesst rechts, das andere links heraus. Die Beeren sitzen wie auf einem Schirm beisammen. Sie sind von fünf zierlichen Kelchblättern gestützt. Ihre Form gleicht dem Ei. Sie locken einen zum Essen, aber sie sind wahrscheinlich giftig.

*

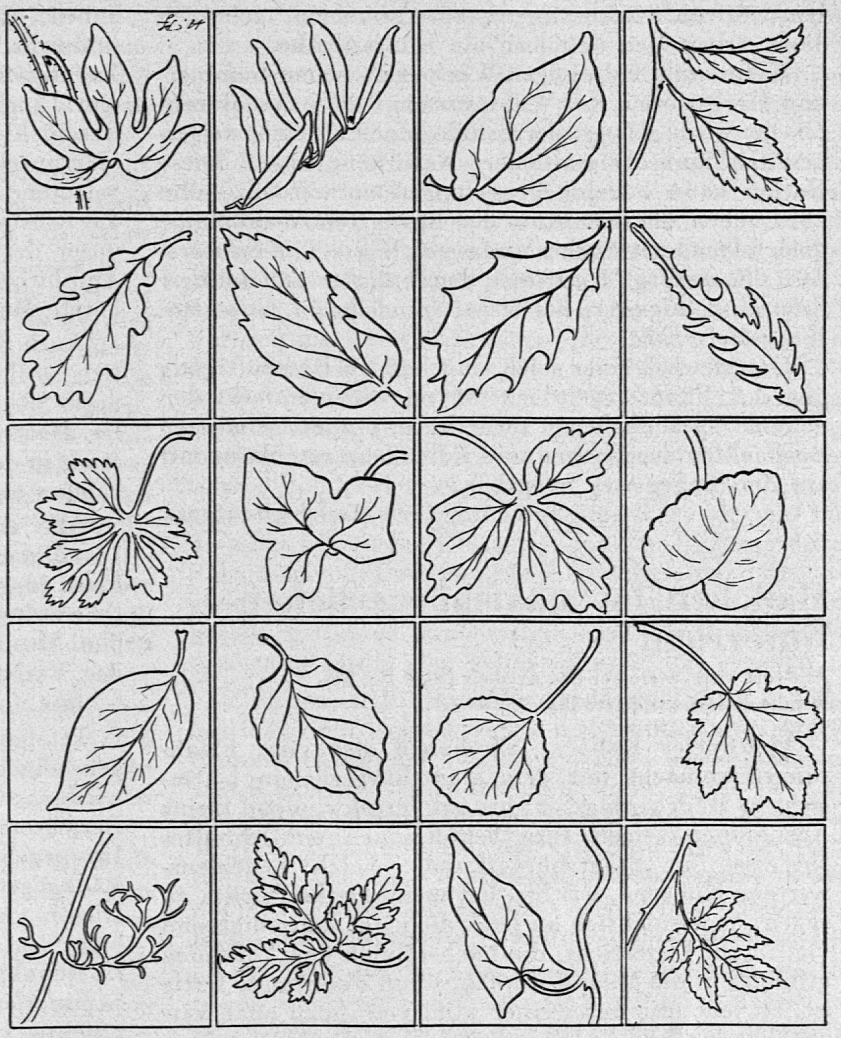
Mein Zweig besitzt blaue, runde Beerchen. Sie hängen an einem langen Stiel und bilden vorn eine Dolde. Die Früchte sind steinhart. Daraus kann ich schliessen, dass es der Hartriegel ist. Jede einzelne Beere ist oben mit einem schwarzen Punkt versehen. Dieser rührt von der Blüte her. Der Strauch litt sehr unter der grossen Trockenheit; darum sind die Blätter ganz rötlich. Den Hartriegel erkennt man auch gut an den regelmässigen Blattnerven, die vorn zusammenlaufen. Er wächst in Sträuchern und Stauden.

*

Die Frucht des Heckengeissblattes ist so gross wie eine Johannisbeere. Sie ist weinrot und sitzt ohne Stiel am Zweig. Wenn man sie aufsticht, läuft ein dunkelroter Saft heraus. Die Beere enthält auch viele Kernchen.

Natürlich haben die Schüler im Bestreben, den Zweig möglichst genau zu beschreiben, auch die Blätter, die Rinde und die Knospen miteinbezogen. Das schadet nichts und ist eine gute Übung im treffenden Ausdruck.

Damit die Aufgabe nun auch noch einen erlebnishaften Charakter erhalte, schickte ich die Schüler in der Freizeit auf die Suche nach dem Strauch. Darüber mussten sie ebenso genau Bericht erstatten. Ich verlangte eine Beschreibung des Weges, des Standortes des Gebüschs oder Baums, der mühsamen Arbeit, bis das «Corpus delicti» in den Händen des Suchenden war und schliesslich das Herausfinden des Namens, sofern das Gesträuch unbekannt war.



Blattformen (Lösung siehe Seite 776).

Das Cliché stammt aus dem Septemberheft der ausgezeichneten Jugend-Monatszeitschrift «Schweizer Kamerad» (Herausgeber: Pro Juventute und Jugendschriftenkommission des SLV, Verlag: Pro Juventute, Zürich 22). Preis: Einzelbezug Fr. 5.— pro Jahr, ab 4 Exemplare zusammen Fr. 4.— pro Jahr. Der verantwortungsbewusste Redaktor Fritz Aebli versteht es vortrefflich, jedes Heft anregend, vielseitig und unterhaltsam zu gestalten. Klassenweiser Bezug sehr empfohlen!

Als Beispiel sei folgender Ausschnitt aus einem Aufsatz angeführt:

Zu fünft wanderten wir zum Sonnenberg hinauf. Zuerst fanden wir den Salomonssiegel. Diesen brauchte Bruno. Nach einer Weile meinten wir, wir sähen Pauls Strauch. Aber wir hatten uns getäuscht. Plötzlich entdeckten wir an einem schmalen Waldweglein den Strauch, den Ernst beschrieben hatte. Es war der stachlige Sauerdorn mit den roten Beeren. Nachdem wir bei ein paar Eichen vorbeigewandert waren, kamen wir auf ein kleines Weglein. Dieses führte uns auf die Strasse nach dem Buchholz. Auf einmal gewahrte ich vor mir einen Schlehdorn. Freudig brach ich davon einen Zweig ab. Ein paar Meter weiter vorn wuchs der Hartriegel, den Klaus zu beschreiben hatte. Mit unserer Beute stiegen wir zufrieden zum Schulhaus hinauf.

*

Nach einigen Tagen heisst die Aufgabe: Wie heisst der Strauch? Ihr beschreibt den Fruchtstand, ohne den Namen zu nennen, in allen Einzelheiten, und eure Mitschüler sollen erraten, welche Pflanze ihr meint.

Dazu sind den Schülern natürlich wieder andere Zweige auszuteilen, immerhin solche, die in der Klasse bereits besprochen wurden. Diese Rätselaufgabe zwingt den Schüler nochmals zu scharfer Beobachtung, zu klarem Ausdruck und anschaulicher Schilderung.

Um verfrühte «Lösungen» zu vermeiden, gebe ich diese Arbeit den Schülern als Hausaufgabe.

Wenn während einiger Wochen zwischen Sommer- und Herbstferien der Waldsaum auf diese Art durchpirscht wird, gelangt der Schüler doch zu einer «eisernen Ration» heimatlicher Naturkenntnisse. Diese Ration kann beliebig gross angesetzt werden, sollte aber neben der Kenntnis der häufigsten Waldbäume doch folgende Sträucher umfassen: *Weiss- und Schwarzdorn, Sauerdorn, Hartriegel, gewöhnlicher und wolliger Schneeball, Liguster, Waldrebe, Spindelbaum, Geissblatt, Wacholder, Eibe.*

Hauptzweck einer solch eingehenden Beschäftigung mit der Pflanzenwelt scheint mir aber immer, den Schüler sprachlich zu fördern, ihn zum genaueren Beobachten zu erziehen und ihm Liebe zur Natur mit auf den Lebensweg zu geben.

Louis Kessely, Heerbrugg.

Mädchen im staatsbürgerlichen Unterricht

Antwort vom Verfasser des Artikels (SLZ Nr. 34) auf die Kritik (SLZ Nr. 38)

Liebwerter Kollege! Sie haben also gute Erfahrungen gemacht mit dem staatsbürgerlichen Unterricht in Mädchenklassen; bis auf verschwindend kleine Ausnahmen zeigen Ihre Schülerinnen ein lebhaftes Interesse an Staatsbürgerkunde. Solch beneidenswertem Kollegen, wie Sie, hat mein Artikel nichts zu sagen; er wendet sich an jene, die nicht befriedigt sind von ihrem Unterricht, die buchstäblich den Leitfaden grimmig in die Mappe stopfen, wenn die Stunde fertig ist, an jene, die unter einer wohl von ihnen auch verschuldeten Teilnahmslosigkeit leiden. Und diese Kollegen sind nach meinen Erfahrungen zahlreich genug, um ihnen in der SLZ einen Wink geben zu dürfen. Auf keinen Fall habe ich die Mädchen irgendwie diffamieren wollen. Wenn meine einleitenden Worte so verstanden werden konnten, war Ihre temperamentvolle Verteidigung ganz am Platze.

Systematischer oder thematischer staatsbürgerlicher Unterricht? Sie sagen vorerst, es sei gleich, auf welche Art und Weise das Ziel erreicht werde, geben aber später der Meinung Ausdruck, es bleibe uns schliesslich nichts anderes übrig als eine systematische Einführung. Vielleicht habe ich mich zu wenig klar ausgedrückt. Unter systematischem Unterricht verstehe ich den Unterricht anhand eines Leitfadens, den man Kapitel für Kapitel behandelt. Ich ziehe den für die st.-gallischen Fortbildungsschulen vorgeschriebenen thematischen Unterricht, der einzelne Themen herausgreift, vor. Um bei Ihrem ausgezeichneten Vergleich vom Kuchen zu bleiben: Ich finde es vorteilhafter, die Rosinen aus einem ohne Zweifel nicht sehr leicht verdaulichen Kuchen zu picken, als den ganzen Kuchen zu essen.

Max Gross

Verein Schweizerischer Gymnasiallehrer

86. Jahresversammlung

Der VSG, der in 12 Fachverbänden 1600 Mitglieder zählt, hält seine Jahresversammlungen das eine Jahr in irgendeiner Schweizerstadt ab — das letztemal war es Chur, das nächste Jahr wird *Neuchâtel* die Ehre haben, die schweizerischen Mittelschullehrer zu versammeln — aber jedes 2. Jahr ist *Baden* ständiger Tagungsort. Das war auch am Samstag und Sonntag, den 1. und 2. Oktober der Fall. Zuerst langten die Geschichtslehrer an, um unter Dr. *O. Mittlers* Leitung (den unsere Leser als vor kurzem turnusgemäss zurückgetretenes, verdientes Mitglied der KOFISCH kennen) die Klosterkirche von Königsfelden zu betrachten und unter der Führung von Frl. Dr. *von Gonzenbach* das Amphitheater und Lager von Vindonissa und das zugehörige Museum zu studieren.

Auch die Geographen kamen schon vormittags, um sich für ihr vornehmlich auf unmittelbarer Anschauung und Situationsbeschreibung beruhendes Fach von Dr. *Haberbosch*, Baden, die Umgebung der Bäderstadt in der Richtung auf Klingnau und Koblenz fachgemäss anzusehen.

Alle andern Verbände begannen ihre Arbeit um 14 oder um 15 Uhr, wie immer im Burghaldenschulhaus, insgesamt mit zwei Dutzend Vorträgen aus dem sehr weiten Gebiete, das, alphabetisch eingeordnet, mit den Altphilologen beginnt (die den historischen Kern des Verbandes darstellen) und mit den Turnlehrern — last not least — endet.

Infolge der Gleichzeitigkeit der Fachveranstaltungen (die in Zukunft so weit wie möglich wie früher wieder aufgelockert werden sollen) ist es einem Berichterstatter nur möglich an einem Orte zu weilen. Im gegebenen Falle war dies der Fachverband der Pädagogen, der *Schweizerische Pädagogische Verband.* Dieser vereinigt die Lehrer der Pädagogik, Psychologie und Methodik, eine ansehnliche Zahl von Berufsschulinspektoren und im weitern alle Lehrer an Seminarien, die der Pädagogik besonders eng verpflichtet sind, einer schon im 18. Jahrhundert durch besondere Universitäts-Lehrstühle zu akademischer Würde erhobenen Wissenschaft.

Der Verband hat unter der gediegenen Leitung von Seminarlehrer Dr. *Peter Kamm*, Aarau, auch dieses Jahr wieder die Richtlinien einer sich als zweckmässig bewährenden Umorganisation befolgt und ein eigentliches Fachthema ins Zentrum gerückt: den Psychologieunterricht an den Lehrerbildungsanstalten. Drei vorzügliche Referenten haben nicht nur in meisterhaften Kurzreferaten gezeigt, wie die durchaus nicht in einheitlicher Form sich präsentierende Psychologie sinnvoll und nützlich den Lehramtskandidaten verschiedener Stufen vermittelt werden kann; sie haben auch bewiesen, dass grosse objektive Erfahrung und sorgfältige und wissenschaftlich kritische Überlegung den Menschen gar nicht so verschieden zeigt, wie man es leicht annehmen könnte, wenn man an die Differenzen der «Schulen» und weniger an das denkt, in dem sie *einheitlich* sind. Drei Vortragende haben gesprochen, als erster ein katholischer Pädagoge von Rang, Monsignore Dr. h. c. *L. Rogger*, Propst zu Beromünster, zu dessen 70. Geburtstag letzthin in Fryburg eine ansehnliche Festschrift erschienen ist. Mit didaktischer Erfahrung und Gewandtheit, u. a. unter ausgiebiger Anlehnung an wohlbelegte methodische Anregungen Pestalozzis, erhellte der Referent seine entwickelnde Lehrweise an einem wohlgewählten Lektionsbeispiel. *Georges Chevallaz*, der waadtländische Seminardirektor, der den französischen Landesteil mit sprachlicher Klarheit und bestrickenden Formulierungen auch formal sehr würdig vertrat, konnte den überzeugten Dank der Hörer ebenfalls am Beifall

feststellen. Als deutschsprachige Referentin hat Fräulein *Helene Stucki*, Pädagogiklehrerin am Lehrerinnenseminar in Bern, eine ebenfalls gründlich durchdachte inhaltreiche Arbeit dargeboten. Sie wird binnen kurzem in der SLZ nachzulesen sein.

Die Diskussion (sie wurde sehr lebhaft benutzt und dauerte bis gegen die mitternächtliche Stunde) fand erst nach dem Nachtessen und der rasch erledigten Geschäftssitzung statt. Ihr Ergebnis war die angenehme Feststellung der relativen Einheit der Erkenntnisse der drei Referenten, so verschiedenartig die Akzente und Grundlagen sein mochten. Paul Häberlin hat schliesslich nicht ohne Grund einmal die Psychologie als die objektivste, ja die einzig wahrhaft objektive Wissenschaft bezeichnet. Das steht allerdings mit der Auffassung weiter Kreise im Widerspruche; nicht aber mit den Tatsachen. (Nachweise und Erläuterungen dazu können allerdings schon raumeshalber hier nicht eingefügt werden.) Festgestellt wurde auch das Bedürfnis in Lehrerkreisen nach guten Kursen in Psychologie. Das Verständnis dafür ist naturgemäss nach längeren praktischen Erfahrungen grösser als in den so belasteten Lehrjahren.

Aus dem geschäftlichen Teil mag hier noch interessieren, dass der von Pädagogiklehrer Dr. Paul Müller-Suter, Zürich, abgegebene Geschäftsbericht einen guten Kassenstand und eine leichte Zunahme der Mitglieder nachwies.

Die erste *Gesamtsitzung* für alle Fachverbände fand im überfüllten Gesangssaal des Burghaldenschulhauses von 17—19 Uhr statt. «Zugstück» war diesmal der Basler Dozent für theoretische Physik, Prof. Dr. *M. Fierz*, noch keine 40 Jahre alt schon eine Kapazität auf dem enorm schwierigen Gebiet der atomaren Physik. Der Obmann der Versammlung, Rektor Dr. *H. Reinhardt*, Solothurn, erwartete mit Recht, dass der Eiserne Vorhang für den Nicht-Physiker durch die Ausführungen etwas gehoben werde. Es geschah dies — soweit es durch einen Vortrag geschehen konnte — indem viel Klarheit über die physikalische Situation geboten wurde.

Prof. Hans Fierz gab dem alten Begriff der Naturgeschichte wieder sein Recht, dem *beschreibenden* Verfahren, neben das sich als *einzig exaktes* die mathematische Physik stellt. Aber auch diese «Exaktheit» erweist sich als höchst problematisch. Ihr Bereich ist nicht nur sehr fragmentarisch, sie ist auch viel mehr Ziel als Wirklichkeit; die exakten Ergebnisse sind schliesslich auch nur Schöpfungen unseres Geistes.

Die letzten Forschungen haben nicht nur die alten klassischen Theorien zerstört, sondern die Gewissheit der Erkenntnisse in ungeheure Ferne gerückt, u. a. wurde das Kausalitätsgesetz geradezu aufgehoben (obwohl damit nicht alle bekannten Gesetze ungültig geworden sind).

Die «Objektivität» der Physik beruht auf der *Reproduzierbarkeit der Vorgänge*. Dadurch sind physikalische Gesetze zutiefst *statistischer* Art. Das individuelle, das stets eine historische Erscheinung ist, kann die exakte Naturwissenschaft nie erfassen. Nur das in *gleicher* Weise Wiederholbare ist ihr beschränkter Bereich, bei dessen Feststellung den Messinstrumenten und dem Messenden grösste Beachtung zu schenken ist, indem beide auf das «System» einwirken und es *durch* die Beobachtung verändern. Das naturwissenschaftliche Weltbild ist nicht die Welt selbst, sondern nur ein *Bild*, das wir uns auf Grund ihrer *Wirkungen* selbst herstellen.

An den Vortrag, der mit höchster Aufmerksamkeit aufgenommen wurde und aus dem oben nur einige zentrale Gedanken angedeutet sind, schloss sich die Verhandlung des VSG an, wobei dem Problem der internationalen Verbände und der Kongresse besondere Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Mit Recht anerkannte der scharfsinnige und gewandte Obmann die Anregungen und «Fermente», die von solchen Tagungen mit Fremden uns nützlich werden können, besonders durch die Verbreitung der Erfahrungen der Delegationen durch die Presse. Da der VSG über sozusagen keine Mittel verfügt (die Bilanz schloss mit 300 Franken Vermögen noch relativ gut ab) wurde angeregt, die Erziehungsdirektionen um Beiträge zu ersuchen, um die Delegationen honorieren zu können. Der frühere Zentralpräsident des SLV, Prof. *Paul Boesch*, wies darauf hin, dass der SLV seine Delegationen ohne Bindung durch Subsidien volle Bewegungsfreiheit sichere und wünschte, gleiches Verhalten auch vom Verband der finanziell besser gestellten Gymnasiallehrer; der berechtigten Anregung wurde aber keine weitere Folge gegeben.

Zum neuen Präsidenten wurde ein Lehrer gewählt und nicht ein Rektor, wie es meist üblich war. *Marcel Monnier*, Lausanne, wurde die Ehre des I. Obmannamtes zuteil. Zweiter Obmann wurde Pater Dr. *Ludwig Räber*, Einsiedeln, und Schreiberin Mlle *Edith Werffeli*, Lausanne. Der mit viel Ehre für seine Amtsführung bedachte, turnusgemäss abtretende I. Obmann, Rektor Dr. *Heinrich Reinhardt*, Solothurn, bleibt statutengemäss 3 weitere Jahre im Vorstand.

Aus der am Sonntag erfolgten Besprechung des neuen Reglements für das «Gymnasium Helveticum» ergab sich, dass die Zeitung die Feuerprobe bestanden hat und als solche nicht mehr zur Diskussion steht. Das Hauptverdienst an diesem Erfolg gebührt dem unermüdlichen Redaktor Dr. *Gruner*, Basel. Im neuen Reglement, dem eine längere Beratung zuteil wurde, ist eine Minimalbesoldung von 1200 Franken festgelegt, nachdem bisher kaum etwas dafür ausgelegt wurde. Die Zeitschrift erscheint viermal im Jahr und ist für die Mitglieder obligatorisch und der Preis im Jahresbeitrag inbegriffen.

Ausserordentlich interessant und sehr praktisch angelegt war der Vortrag des Studenten-Beraters am Gymnasium Zürich, Dr. *J. Ungricht*, über die *Arbeit des Mittelschülers*. Es war das Hauptgeschäft der sehr gut besuchten Sonntagsversammlung. Man erfuhr eine phrasenlose sehr realistisch und objektiv gehaltene Darstellung der Einstellung heutiger Studenten der Gymnasien zu ihrer Schule und ihrer Arbeit. Daraus wurden eindringliche Lehren abgeleitet, wie man die Jugend aus dem «*Infantiltraum eines arbeitslosen Daseins*» herausholen und zur seelenvollen Arbeit als eine wesentliche Quelle aller Kultur heranbilden kann. Die Schüler lehrt man vieles, lehrt sie aber zu wenig rational, zeit- und mühesparend, sinnvoll und praktisch zu arbeiten. Unser Land braucht mehr als jedes andere die Arbeit des Einzelnen; es ist deshalb erstaunlich, wie wenig man bisher die Technik der Arbeit in den Schulen selbst zum Gegenstand von Untersuchungen gemacht hat. Dr. Ungricht hat eine sehr verdienstvolle Pionierleistung in dieser Beziehung vollbracht und zugleich bewiesen, wieviel ein tüchtiger Fachpädagoge den Fachlehrern zu sagen hat, um diesen zu helfen, im Schüler die Sklavenauffassung

über die Arbeit zu überwinden. (Unseres Erachtens sind es sehr oft relativ kleine *organisatorische* Fehler, welche die Ursache sehr vielen Schülerversagens darstellen. Eine zielbewusste Schulorganisation könnte manches davon leicht ausschalten, sobald das Augenmerk darauf gerichtet würde und die Schülerarbeit, besonders die Hausaufgaben nicht dem Zufall überlassen bliebe.)

Eine lebhafte und reichhaltige Diskussion folgte dem Referat, das in formschöner, sehr klarer Weise in konkrete Situationen einführte ohne die grossen geistigen Linien theoretischer Unterbauung vermissen zu lassen. *Sn.*

D'Schuelreis

3. Folge: Der eigetlich Höhepunkt.

Kantonale Schulnachrichten

Aargau

Die 81. *Aargauische Kantonal-Konferenz* fand am 26. September in der stimmungsvollen Aarauer Stadtkirche statt. Im Mittelpunkte der Tagung stand ein formvollendeter, packender Vortrag von Prof. Dr. K. Schmid, ETH, Zürich: «*Über das Wesen der europäischen Kultur*», der von der mehr als tausendköpfigen Versammlung mit starkem Interesse angehört wurde. Vorgängig musste der Konferenz-Vorstand neu gewählt werden. Kollege Dr. Jakob Hunziker, Aarau, der während acht Jahren als umsichtiger Präsident seines Amtes gewaltet hatte, trat zurück und wurde durch Dr. Karl Speidel, Rektor des Aargauischen Lehrerinnenseminars in Aarau, ersetzt, dem es nun zufällt, mit einem zum Teil erneuerten Vorstande das Konferenz-Steuer zu handhaben. Dr. Hunziker jedoch möchten wir auch an dieser Stelle für seine grosse und jederzeit gewissenhaft ausgeführte Arbeit herzlich danken. *-nn*

Neuer Erziehungsrat. Kollege Walter Ruesch (Aarburg), der während vieler Jahre als Vertreter der Primarlehrerschaft im Erziehungsrate sass und in dieser Eigenschaft besonders bei der Neuschaffung von Lehrmitteln ein vollgerütteltes Mass an Arbeit zu verrichten hatte, stellte im Laufe dieses Sommers sein Mandat zur Verfügung, worauf die Kantonalkonferenz dem Regierungsrat einen Doppelvorschlag unterbreitete. Als neues Mitglied des Erziehungsrates wurde daraufhin Kollege Adolf Richner, Lehrer und Grossrat in Oftringen, gewählt. Mit ihm erhält die aargauische Primarlehrerschaft wiederum einen rührigen und umsichtigen Vertreter. Seinem Vorgänger aber sei auch hier für seine gewissenhafte Pflichterfüllung in der obersten Erziehungsbehörde der beste Dank ausgesprochen. *-nn.*

Baselland

Aus den Verhandlungen des Vorstandes des Lehrervereins Baselland vom 1. Oktober 1949

1. Es wird in den LVB als Mitglied aufgenommen *Rolf Hägler*, Reallehrer, Gelterkinden.
2. Der Präsident berichtet über die *Verhandlungen mit der Erziehungsdirektion* wegen einiger zur Zeit noch nicht völlig erledigter Fragen verschiedener Art sowie wegen der in Aussicht genommenen *Schülervorstellung* im Basler Stadttheater.
3. Der Vorstand billigt die Richtlinien für die Verhandlungen der Präsidenten der Personalverbände mit der Finanzdirektion sowie für das weitere Vorgehen in der Frage der Verbesserung der *Teuerungszulagen für die Rentner und Witwen*, die nicht in den Genuss der neuen Pensionen der BVK kommen.
4. Für zwei Gemeinden sind Angaben über die Höhe der *Kompetenzentschädigungen* in andern Ortschaften mit ähnlichen Verhältnissen übermittelt worden.
5. Der Präsident erstattet Bericht über den Stand eines *Rechtsschutzfalles*.
6. Der Vorstand stellt zu Handen der Amtlichen Kantonalkonferenz, bzw. der Erziehungsdirektion Richtlinien auf für die *Bewilligung von Sammlungen*, mit denen die Schulen beauftragt werden (Sammlungen für Kinder, Bundesfeiersammlung).
7. Die Traktandenliste der *Amtlichen Kantonalkonferenz*, die Donnerstag, den 10. November 1949, 8½ Uhr im «Engel», in Liestal, stattfindet, wird bereinigt. Prof. Dr. A. Portmann, Basel, spricht über «*Probleme des naturkundlichen Unterrichts*».
8. Da aus Versehen die *Jubiläumsgabe an den SLV* nicht mit dem Sterbefallbeitrag des Septembers eingezogen worden ist, wird das Versäumte im März 1950 nachgeholt, hingegen der Kassier der Sterbefallkasse angewiesen, die Gabe an den SLV im voraus zu überweisen.
9. Der Vorstand beschliesst, die Broschüre des Baselbieter Kollegen Dr. *Paul Suter* «*Zur Gründungsgeschichte des Schweizerischen Lehrervereins*», die als Nr. 26 der Schriften des SLV erschienen ist, sämtlichen Mitgliedern des Lehrervereins Baselland, der den Anstoss zur Gründung des Schweizerischen Lehrervereins gegeben hat, zu überreichen. Den neu eintretenden Mitgliedern dagegen soll Nr. 27 der Schriften des SLV übergeben werden, welche die in den Nrn. 27 und 28 der SLZ veröffentlichten Reden und Ansprachen der Zentenarfeier des SLV in Zürich enthält und zum Preise von 50 Rappen beim Sekretariat des Schweizerischen Lehrervereins (Zürich 35, Postfach) bezogen werden kann.

10. Der Vorstand begrüsst die «*Aktion des guten Willens*» und die Bildung eines kantonalen Arbeitsausschusses, dem der Präsident des Angestelltenkartells als Vizepräsident angehört. *O. R.*

Schaffhausen

Das 2. Schaffhauser Jugendfest. Noch hat das Schaffhauser Jugendfest keine Tradition, denn das erste fand im Jahre 1939 statt. Trotzdem es damals überall Begeisterung auslöste, brachten die Kriegsjahre eine ungeahnte Verzögerung der Wiederholung. Um so freudiger begrüssten die Schaffhauser Schulkinder die zweite Schulwoche nach den diesjährigen Sommerferien, in welcher das zweite Jugendfest programmgemäss bei bester Stimmung und gutem Wetter zur Durchführung gelangte. Am Nachmittag zog die gesamte städtische Schülerschar in farbenfrohem Zuge durch die Strassen der Altstadt. Die Fabriken hatten ihre Arbeit nicht eingestellt; aber die Strassen waren von einer dichten Zuschauermenge umsäumt. Eltern, Kinderfreunde, Geschwister der Schüler wollten sich den originellen Umzug nicht entgehen lassen. Aus den Nachbargemeinden waren viele Zuschauer erschienen, die alle von einer frohen Feststimmung getragen waren. Eine eifrige Lehrerschaft hatte sich bemüht, einen abwechslungsreichen Umzug zu organisieren, der den ungeteilten Beifall der Bevölkerung fand. Auf den Spielplätzen des Emmersberg, neben dem «Munot», herrschte den ganzen Nachmittag ein fröhlicher Spiel- und Sportbetrieb. Den Abschluss der Veranstaltung bildete ein grosses Feuerwerk auf der Munotzinne, das von einer unübersehbaren Menschenmenge bestaunt wurde. Das zweite Jugendfest war jedenfalls ein voller Erfolg, so dass das dritte kaum lange auf sich warten lassen dürfte. *hg. m.*

Solothurn

Samstag, den 3. September, feierte der Solothurner Kantonal-Lehrerverein bei strahlendem Sonnenschein seinen 100. Geburtstag. Von Schönenwerd aus marschierten die rund 300 Teilnehmer, voran die Musikgesellschaft Niedergösgen, bezirksweise zum Festplatz beim Schulhaus Niedergösgen. Kollege Mutti, der gewiegte Präsident, warf einen kurzen Rückblick auf die hundert Jahre und gedachte der Toten, denen zu Ehren «Unser Leben gleicht der Reise!» gesungen wurde. Im Mittelpunkt der Feier stand ein geistvoll poetisch-philosophisches Referat von Hermann Hiltbrunner: *Für eine bessere Welt.* Es war eine gründliche Bergpredigt, die dahin endete: Fange bei dir an! Harte Kritik klang aus des Dichters Worten an die Menschheit und ihre Institutionen, aber sie kamen aus verantwortungsbewusstem Munde und aus einer Seele, die man ringen fühlte um diese bessere Welt. Stark war der Beifall, und manch einer wäre dann am liebsten seiner Wege gezogen, die aufwühlenden Gedanken in sich wirken zu lassen. Doch es musste auch der seltene Tag gefeiert werden. Der einfallreiche Präsident fand dazu einen Weg, der originell zu nennen ist, schade nur, dass es dabei des Guten und Trefflichen fast zuviel wurde: Jeder Bezirk durfte auf seine Art etwas zum Jubiläum beisteuern, war's ein Lied, wie bei den Leberbergern, oder Reden, wie bei der Stadt.

Dem Vorstand, mit Kollegen Mutti an der Spitze, gebührt Dank und Anerkennung für die grosse Mühe, das Jubiläumsfest gediegen und abwechslungsreich zu gestalten. *A. Br.*

Geschichtsunterricht. Der junge Lehrer Theo Frei in Biberist hat jüngst im Selbstverlag ein kleines, aber recht willkommenes Hilfsmittel für den Geschichtsunterricht herausgegeben: «Entwicklung der Eidgenossenschaft.» Er vergleicht unsere Eidgenossenschaft mit einem Fluss, der durch das Hinzutreten zahlreicher Nebenflüsse immer breiter wird und kräftiger. Die dreizehn Orte, mit den zugewandten und gemeinen Herrschaften, den Schlachtfeldern sind gezeichnet, und der Schüler darf als Begleit zum Unterricht alles ausmalen, wodurch sein Gedächtnis eine gute Stütze findet; die Entwicklung der Eidgenossenschaft kann er anschaulich vor sich verfolgen. Da bei 50 Exemplaren das Stück nur auf 50 Rp. zu stehen kommt, werden die Kosten zur Anschaffung gering; es ist zu hoffen, dass das angenehme Hilfsmittel Anklang finde. *A. Br.*

Thurgau

Lehrerstiftung. Die Pensionskasse der thurgauischen Sekundar- und Primarlehrer hat zu Beginn des Jahres 1948 eine umfassende Statutenrevision über sich ergehen lassen müssen, die zur Hauptsache eine massive Erhöhung der Mitgliederbeiträge mit sich brachte. Die Erhöhung der Prämien war nötig geworden, weil die Kasse infolge des niederen Zinsfusses, der Überalterung der Mitglieder und vor allem wegen der zu erwartenden starken Zunahme der Rentnerzahlen in eine sanierungsbedürftige Lage geraten war. Die neuen Prämiensätze, die ab 1. Januar 1948 bezahlt werden müssen, sind durchschnittlich 80% höher als die früheren. Die thurgauischen Lehrerinnen und Lehrer haben also für ihre Pensionskasse ein namhaftes finanzielles Opfer gebracht. Nun ist soeben der erste Rechnungsabschluss nach der Statutenrevision veröffentlicht worden. Die Rechnung, die übrigens zum ersten Mal durch den neugewählten Kassier, Sekundarlehrer Hans Howald in Kreuzlingen, vorgelegt wird, schliesst bei 480 000 Fr. Einnahmen und 330 000 Fr. Ausgaben mit einer Vermögensvermehrung von 150 000 Fr. ab. Die Haupteinnahmeposten bilden die Mitgliederbeiträge, die 260 000 Fr. ausmachen, die Zinsen, die mit 130 000 Fr. zu Buch stehen und der Staatsbeitrag, welcher sich auf 65 000 Fr. beziffert. An Renten wurden insgesamt 288 000 Fr. ausbezahlt, wobei an 35 Invalide 60 000 Fr., an 57 Altersrentner 110 000 Fr., an 103 Witwen 114 000 Fr. und an 15 Waisen 4600 Fr. ausbezahlt wurden. Dabei ist zu berücksichtigen, dass die Rentenansätze noch keineswegs den heutigen Geldverhältnissen angepasst sind. Vor allem sind die Invalidenrenten, deren Ansätze zwischen 400 und 2000 Fr. liegen, derart bescheiden, dass sie sehr oft nicht die wünschbare finanzielle Hilfe bringen können. Der Präsident der Stiftung, Sekundarlehrer Ignaz Bach, hat denn auch bereits im Jahresbericht für das Jahr 1948 mitgeteilt, dass es die Verwaltungskommission als ihre nächste Aufgabe ansehe, nach Möglichkeiten zu suchen, um die Invalidenrenten erhöhen zu können. Selbstverständliche Voraussetzung ist allerdings, dass für eine entsprechende Finanzierung gesorgt wird. Die Verwaltungskommission sieht diese Möglichkeit in der Erhöhung der Gemeindebeiträge. Diese betragen zurzeit 100 Fr. pro Lehrstelle. Der Jahresbericht gibt der Hoffnung Ausdruck, dass der Grosse Rat zu gegebener Zeit von der Kompetenz Gebrauch macht, die ihm die Paragraphen 21 und 22 des neuen Besoldungsgesetzes einräumen, das heisst, dass er in absehbarer Zeit den wirklich bescheidenen

Gemeindebeitrag von 100 Fr. den heutigen Geldverhältnissen entsprechend erhöhen wird.

Der Deckungsfonds steht mit 3,8 Millionen Fr. zu Buch. Davon sind 2,5 Millionen Fr. in Grundbuchtiteln, 1 Million Fr. in Obligationen und 450 000 Fr. in Gemeindeanleihen angelegt. Der mittlere Zinsfuss 3,38% auf 3,327% zurückgegangen. Die Hoffnung auf eine bescheidene Verbesserung der Zinseingänge scheint im Hinblick auf die neueste Bewegung auf dem Geldmarkte aussichtslos zu sein. Die vorsichtige Zurückhaltung der Grossbanken auf Auslandsanleihen und die Konkurrenz der AHV bei Inlandsanleihen drücken stark auf den Zinsfuss. Die Verwaltungskommission hat von der Anlagemöglichkeit bei aufgelegten Anleihen reichlich Gebrauch gemacht, wobei es erfreulicherweise gelang, ausschliesslich 3,5prozentige Titel zu erwerben.

Die Generalversammlung der thurgauischen Lehrerstiftung wird gemeinsam mit derjenigen des kantonalen Lehrervereins am 15. Oktober in Weinfelden stattfinden. *A. E.*

Société Pédagogique und Schweizerischer Lehrerverein

SPR — SLV

Die diesjährige Zusammenkunft des Vorstandes der Société pédagogique de la Suisse romande und der Vertreter des SLV fand Sonntag, den 11. September, in Morges statt. Den Vorsitz führte turnusgemäss R. Michel, Präsident der SPR. Die Arbeitstagung diente wiederum der persönlichen freundschaftlichen Fühlungnahme, der gegenseitigen Orientierung über die wichtigsten Vereinsgeschäfte und der Überprüfung von Fragen, die gemeinsames Handeln wünschbar oder gar erforderlich machen.

Aus den Referaten der beiden Präsidenten wurde ersichtlich, dass beide Vereine gehörig Werg an der Kunkel haben. Sind es bei der SPR zurzeit vorherrschend sozial-pädagogische Fragen (Erfassung der physisch-psychischen Struktur des Nachkriegskindes, Einfluss der wirtschaftlichen und sozialen Änderungen auf die zukünftige Gestaltung der Lehrpläne) als Vorbereitung für den nächstjährigen Lehrertag in Lausanne, so hat der SLV neben seinen ständigen pädagogischen Aufgaben (Jugendschriften, Schulwandbilderwerk u. a. m.) gegenwärtig mehr gewerkschaftliche Fragen zu diskutieren (Aktion des guten Willens, internationaler Lehreraustausch, Pflichtstundenzahl des Lehrers, Entlastung im Alter, Besoldungs- und Versicherungsfragen). Über die «Aktion des guten Willens» macht Präsident H. Egg folgende Mitteilungen: In Bern hat sich ein Initiativkomitee gebildet, in dem neben dem Föderativverband des eidgenössischen Personals, dem Gewerkschaftsbund auch die NAG, der Zentralverband des Staats- und Gemeindepersonals, die Vereinigung schweizerischer Angestelltenverbände und der SLV vertreten sind. Durch eine umfassende Aufklärung sollen die Mitbürger in der Privatwirtschaft und in den Verwaltungen und Betrieben von Bund, Kantonen und Gemeinden daran erinnert werden, wie sehr sie eine Schicksalsgemeinschaft bilden. Das Volk soll auf die Gefahren aufmerksam gemacht werden, die dem Staate drohen, wenn seine Institutionen und sein Personal systematisch schlecht und lächerlich gemacht werden, wie das seit längerer Zeit von gewisser Seite geschieht. Die «Aktion des guten Willens» hat sich zum Ziel gesetzt, gegen dieses Malaise anzukämpfen. Sie will alles tun, um die gespannten Beziehungen zu verbessern, die vergiftete Atmosphäre zu klären, das gegenseitige Verständnis zu fördern und die gefährlichen Auswirkungen der Staatsverdrossenheit zu beseitigen. Das soll geschehen durch Filme, Radiosendungen, Plakate, Presseartikel und Aufklärungsschriften. Der Zentralvorstand wird die Sektionsvorstände ersuchen, in den örtlichen Komitees mitzuwirken.

An gemeinsamen Geschäften kamen zur Behandlung: Unsere Beziehungen zur Nationalen Unesco-Kommission, die Frage des internationalen Lehreraustausches, die Entlastung der Lehrer, die ihre Berufsorganisation vertreten und der Aufbau einer Weltorganisation der Lehrer aller Stufen.

In der *Nationalen Unesco-Kommission* sind die beiden Verbände nun durch ihre Präsidenten vertreten. Die erste Sitzung hat in ihnen aber einen zwiespältigen Eindruck hinterlassen. Es schien ihnen, der Kommission gehörten viele grosse Zweifler, mit den wirklichen Aufgaben wenig vertraute Mitglieder an. Die bisherige Tätigkeit der Unesco hat in England und Amerika viele Kritik hervorgerufen. Man wirft ihr Überorganisation und Überdimensionierung vor und vermisst die praktische Arbeit. Für unsere Vertreter wird es sich deshalb vorab darum handeln, die Kommission zu aufbauender Tätigkeit zu verhalten, den utopistischen Leerlauf, die grossen Töne zurückzubinden. Sie weiss sich in dieser Beziehung unterstützt von der Präsidentin der Kommission, Fräulein Dr. J. Somazzi, Bern.

Amerika, England, Frankreich, Dänemark, Skandinavien und in der letzten Zeit auch Italien und Österreich schenken dem *internationalen Lehreraustausch* grosse Aufmerksamkeit. Die Unterrichtsministerien stellen dafür bedeutende Mittel zur Verfügung. Sie verfolgen damit vor allem pädagogische Zwecke, indem sie ihre Lehrerschaft mit dem Schulwesen anderer Länder vertraut machen wollen. Zweifellos wird dieser Austausch gute Früchte tragen. Bei uns ist in dieser Beziehung bis jetzt nur etwas geschehen für die Lehrerschaft der Mittel- und Hochschulen. Die Volksschule ging leer aus. Da wir kein eidgenössisches Unterrichtsministerium besitzen, nehmen die beiden Verbände in Aussicht, gemeinsam bei der Erziehungsdirektoren-Konferenz vorstellig zu werden, um sie zu veranlassen, auch der Volksschullehrerschaft die Möglichkeit zum Studium der ausländischen Schulen zu verschaffen. In diesen Austausch sollte aber auch die Lehrerschaft der Auslandschweizerschulen einbezogen werden. Man sollte ihr Gelegenheit bieten, von Zeit zu Zeit in die Schweiz zu kommen, hier Schulbesuche zu machen, wenn immer möglich selber Schule zu halten. Die Lehrerschaft dieser schweizerischen Aussenposten erfüllt eine grosse vaterländische Aufgabe. Ihr Mutterland sollte sich deshalb verpflichtet fühlen, ihr jede mögliche Hilfe und Förderung angedeihen zu lassen.

Die Entlastung der Lehrer, die Berufsorganisationen vertreten, wurde nur kurz gestreift, da sie ein zweischneidiges Schwert ist, auch dann, wenn die betreffenden Kollegen Aufträge der Schulbehörden ausführen. Sie birgt die Gefahr der Abhängigkeit von den Behörden in sich und muss deshalb noch genauer überlegt und überprüft werden.

Aufbau einer Weltorganisation der Lehrer aller Stufen. Die Verhandlungen dazu zwischen den drei grossen internationalen Verbänden (IVLV, FIPESO und WOTP) sind im Gange. Die Schwierigkeiten, die noch zu überwinden sind, wurden im Berichte über den Kongress der WOTP in Bern dargestellt. Sie sind indes nicht so, dass sie nicht überwunden werden könnten. Anderseits wird man sich darüber klar sein müssen, dass die katholische Lehrerschaft und die Lehrerschaft der volksdemokratischen Staaten abseits stehen, eine umfassende Weltorganisation zurzeit also nicht möglich sein wird. Falls die geplante Weltorganisation zustande kommt, wird sie gut beraten sein, wenn sie sich auf wenige, praktische Aufgaben beschränkt, Utopien, nichts sagende und zu nichts verpflichtende Resolutionen meidet. Auch das Sprachenproblem muss gründlich geprüft und befriedigend gelöst werden. An den bisherigen Kongressen der Nachkriegszeit galten als offizielle Sprachen nur englisch und französisch. Die deutsche Sprache sollte sich aber wieder durchsetzen. Gerade wir Schweizer haben die Pflicht, dieses Verlangen zu stellen, damit die Verständigung — im weitesten Sinne des Wortes — wieder besser wird.

Verschiedenes. Die SPR ist in der Jury des Schulwandbilderwerkes durch Dr. Rebetez, Delémont, vertreten. Als Suppleant wird nun von ihr noch vorgeschlagen F. Chappuis, Gollion. R. Michel, Präsident der SPR, ist in Stockholm an Stelle von A. Dumas, Frankreich, zum Generalsekretär der IVLV ernannt worden. Die Vertreter des SLV gratulieren ihm zu dieser ehrenvollen Wahl herzlich.

Beim gemeinsamen Mittagessen und in der nachherigen freien Aussprache bot sich willkommene Gelegenheit, bestehende freundschaftliche Bande enger zu knüpfen, dies und jenes über das welsche Schulwesen zu vernehmen und angeregt über Leiden und Freuden unseres Berufes dies- und jenseits der Saane zu plaudern. Die Tagung reiht sich würdig allen frühern an und legt Zeugnis ab vom guten Einvernehmen, das zwischen unsern beiden grossen Berufsorganisationen herrscht. *P. F.*

Schweizerischer Lehrerverein
Sekretariat: Beckenhofstrasse 31, Zürich; Telephon 8 08 95
Schweiz. Lehrerkrankenkasse Telephon 6 11 05
Postadresse: Postfach Unterstrass Zürich 15

Hans Müller †

Nach schwerem Leiden verschied am 5. Oktober im Bezirksspital in Brugg Hans Müller, Präsident der Schweizerischen Lehrerkrankenkasse. Ein unermüdlicher und hingebungsvoller Schaffer, widmete er seine ganze Freizeit den Organisationen und Wohlfahrtseinrichtungen der Lehrerschaft. Für sein uneigennütziges Wirken sind wir ihm zu grösstem Dank verpflichtet. Seinen Angehörigen, vorab seiner Gattin, sprechen wir unsere herzliche Teilnahme aus.

Für den Zentralvorstand des SLV:
Der Präsident: *Hans Egg.*

Auszug aus den Verhandlungen des Zentralvorstandes

Samstag, den 24. September 1949, in Worb

Anwesend: 11 Mitglieder des Zentralvorstandes (J. Klausener, Zürich, fehlt krankheitshalber), Arnold Müller, Präsident des Organisationskomitees für den 29. Schweizerischen Lehrertag, und die beiden Redaktoren der SLZ.

Vorsitz: Zentralpräsident Hans Egg.

1. Stellungnahme zu den Berichten aus verschiedenen Sektionen über Angriffe auf den SLV und die neutrale Staatsschule.
2. Abnahme von Schlussabrechnung und Schlussbericht des 29. Schweizerischen Lehrertages in Zürich unter Verdankung der vorzüglichen Arbeit des Organisationskomitees und seiner Helfer.
3. Berichterstattung und Meinungsaustausch über die «Aktion des guten Willens», die von den Verbänden öffentlicher und privater Arbeitnehmer getragen wird und die Schaffung einer Atmosphäre des Zutrauens und des gegenseitigen Verständnisses innerhalb der weitesten Kreise des Volkes zum Ziele hat.
4. Bericht über die Sitzung des Hilfskomitees für die Auslandschweizerschulen sowie Besprechung verschiedener Anregungen zur Förderung der genannten Institutionen, die das Interesse des SLV in jeder Beziehung verdienen.
5. Der Zentralvorstand nimmt mit Genugtuung davon Kenntnis, dass Zentralpräsident Hans Egg und R. Michel, Präsident der befreundeten Société pédagogique de la Suisse romande, vom Bundesrat zu Mitgliedern der Nationalen Unesco-Kommission ernannt worden sind.
6. Besprechung der Bedeutung des 10. Dezembers als des Tages der Erklärung der Menschenrechte durch die UNO und Hinweise auf die Art, wie dieser Tag bei der Jugend in den Dienst des Friedens gestellt werden kann.
7. Zustimmung zu zwei kleinen Änderungen im Vertrag mit den Versicherungsgesellschaften «Zürich» und «Winterthur», auf Grund dessen den Mitgliedern des SLV beim Abschluss von Unfall- u. Haftpflichtversicherungen ein Rabatt gewährt wird.
8. Erledigung von vier Darlehensgesuchen verschiedener Art.
9. Hinweise auf die kürzlich eingegangenen und die noch einzuholenden Auskünfte zu den Erhebungen über die Pensionsverhältnisse.
10. Austausch der anlässlich des «Internationalen Pädagogischen Treffens» vom 18. bis 21. September in Bern gemachten Beobachtungen. *Bi.*

Pestalozzianum Zürich Beckenhofstraße 31/35

Ausstellung vom 8. Oktober 1949 bis Ende Februar 1950:

Erziehung zum Schönen

Die Aufgabe der Kunst im Erziehungsganzen

Eröffnung: Samstag, den 8. Oktober, 15.00 Uhr im Neubau des Beckenhofes. — Musikvortrag: Klaviertrio von Hedwig Dubois-Freuler, Ruth Isele und Liselotte Traber, Lehrerinnen, Zürich. — Eröffnungswort von Herrn Prof. Dr. H. Stettbacher: *Die Stellung der Kunst im Erziehungsganzen.* — Anschliessend Führung durch die Ausstellung.

Geöffnet: 10—12 und 14—18 Uhr. Samstag und Sonntag bis 17 Uhr. Eintritt frei. Montag geschlossen.

Schriftleitung: Dr. Martin Simmen, Luzern; Dr. Willi Vogt, Zürich; Büro: Beckenhofstr. 31, Zürich 6. Postfach Zürich 35. Tel. 28 08 95
Administration: Zürich 4, Stauffacherquai 36. Postfach Hauptpost. Telephon 23 77 44. Postcheckkonto VIII 889

Kleine Mitteilungen

Blattformen (siehe S. 769)

Lösung: Heckenrose, Ackerwinde, Storchenschnabel, Kamille, Ahorn, Zitterpappel, Rotbuche, Birnbaum, Zyklame, Akelei, Efeu, Hahnenfuss, Löwenzahn, Stechpalme, Haselnuss, Eiche, Teestaude, Pfefferstrauch, Ölbaum, Baumwollstrauch.

Schweizerisches Jugendschriftenwerk (SJW)

Gesamthaft wurden im Jahre 1948 30 SJW-Hefte, nämlich 19 in deutscher — wovon drei Nachdrucke — 7 in französischer und 4 in italienischer Sprache herausgegeben und 615 375 SJW-Hefte, 467 639 in deutscher, 103 913 in französischer, 37 713 in italienischer und 6110 in romanischer Sprache abgesetzt, d. h. in allen vier Landessprachen zusammen 72 870 Exemplare mehr als im Vorjahr.

Bücherschau

Emil Schibli: *Ein Mann aus dem Volk. Das Leben Gottfried Kellers.* Oprecht Verlag, Zürich. 170 S. Kart.: Fr. 8.50; Leinen: Fr. 10.80.

So wenig musterhaft geregelt und doch so beispielhaft schweizerisch ist Gottfried Kellers Leben mit seiner frühen drängenden Bewegtheit und späten Reife verlaufen, dass es uns immer wieder drängt, seinen Gang in Biographien oder Briefen zu verfolgen. Emil Schibli hat es nun verstanden, dieses Leben ohne sinnverändernde Vereinfachungen, klar und übersichtlich für die reife Jugend zu erzählen. Glücklich ausgewählte Briefe unterstützen und bereichern den Text, und so ist wirklich ein Buch entstanden, aus dem Wesen und Kraft, Haltung und Bedeutung Gottfried Kellers ungebrochen strahlen. *R.*

Adolf Schär-Ris: *Thun* (Berner Heimatbücher Nr. 37). Haupt-Verlag, Bern. 16 S. Text und 32 Abb. Fr. 3.50.

Der stattlichen Sammlung schön bebilderter Monographien über bernische Städte und Landschaften reiht sich diese neuste würdig an und bietet viel Wertvolles für das Fach «Heimatkunde», das von keiner Schulstufe vernachlässigt werden sollte. *V.*

Barbara Greene: *Liechtenstein*, das Tal des Friedens. Liechtenstein-Verlag, Vaduz. 111 S. Brosch.

Ein Bericht über Liechtensteins Geschichte und Gegenwart aus der Feder einer englischen Reiseschriftstellerin. Er gewährt eine bequeme erste Orientierung über Land und Leute unseres Nachbarstaates. 40 prachtvolle Abbildungen. *-t.*

Heinrich Pestalozzi: *Werke* in 8 Bänden. Bd. 4: Schriften aus der Zeit von 1805—1826, 1. Teil. Rotapfel-Verlag, Zürich. 574 S. Leinen. Fr. 11.50.

Der vorliegende Band enthält die Schriften aus Pestalozzis ersten, bedeutungsvollen Jahren in Yverdon, aus einer Zeit also, da ihm und seinem Institut in kürzester Frist der jähe Aufstieg zur Weltgeltung beschieden war. Der Band enthält neben einer Reihe kleinerer Schriften den bedeutsamen Aufsatz: *Geist und Herz in der Methode*, die berühmte Lenzburger Rede von 1809 *Über die Elementarbildung* (vor der neugegründeten Gesellschaft für Erziehung gehalten), und schliesslich die *Reden an mein Haus*, Aussprachen an Neujahrs- und Geburtstagen vor versammelter Lehrer- und Schülerschaft.

Dem sorgfältig überprüften Text folgen wie gewohnt die wertvollen Sach- und Worterklärungen, für die der Leser dem Herausgeber Paul Baumgartner zu grossem Dank verpflichtet ist. Mit Spannung erwarten wir den letzten Band der prachtvollen Ausgabe. *V.*

Jakob Otto Kehrli: *Ernst Kreidolf, der Maler und Dichter.* Verlag Haupt, Bern (Nr. 28/29 der Schweiz. Heimatbücher). 56 S., mit 8 Farbtafeln und 16 Abb.

Die Bilderbücher des Maler-Dichters haben nicht wenig dazu beigetragen, in unzähligen Kinderherzen die Liebe zur Natur, zur Welt der Blumen, Käfer und Falter zu vertiefen. Der Autor der vorliegenden Monographie betont indessen, dass Kreidolf nicht lediglich als Illustrator gewertet werden darf, sondern dass der 1863 im Thurgau geborene, in Bern verwurzelte Künstler seinen Platz in der grossen Malerei errungen hat, längst bevor er sich dem Bilderbuch zuwandte. Die beigegebenen Wiedergaben belegen diese Behauptung aufs schönste. Nach vielen Lern- und Meisterjahren in Bayern kehrte Kreidolf 1917 endgültig in die Schweiz zurück. Die sympathische Würdigung des Künstlers vereinigt Reproduktionen seiner Werke aus den verschiedensten Schaffensperioden. *V.*

Edgar Refardt: *Johannes Brahms, Anton Bruckner, Hugo Wolf.* Verlag Amerbach, Basel. 228 S. Kartoniert Fr. 11.80.

Der Amerbach-Verlag gibt eine vorzügliche Musikerreihe heraus; ihr letztes Werk ist den drei Wiener Meistern des 19. Jahrhunderts gewidmet. Edgar Refardt hat jeden dieser bedeutenden Komponisten in der Besonderheit ihrer Begabung und ihres Wesens in drei in sich abgeschlossenen Darstellungen uns näher gebracht. Es geht dem Biographen vor allem darum, die Persönlichkeiten in ihrem Werden vor uns erstehen zu lassen, nicht aber um musikwissenschaftliche Abhandlungen. Und doch erleichtert ihre Lektüre auch dem Laien das Verständnis für die Werke der drei Komponisten. *eb.*

Romain Rolland: *Aus meinem Leben.* Büchergilde Gutenberg, Zürich. 394 S. Leinen.

Der Autor des Jean-Christophe hat in einem seiner letzten Werke eine Rückschau auf seine Kindheit und Jugendzeit gehalten. Die Rückkehr Romain Rollands während des Krieges in die Nähe seines Heimatortes Clamecy, wo er als Sohn eines Notars aufgewachsen ist, mag dazu beigetragen haben, dass die Fülle seiner Erinnerungen ihm besonders gegenwärtig wurde. Anhand unzähliger Tagebuchnotizen lässt er Kindheit und Jünglingszeit und vor allem seine Entwicklung zum Dichter, seiner eigentlichsten Berufung, erstehen. Deutlich ist in diesem Werk zu sehen, wie eine grosse Linie von des Künstlers tastenden Anfängen bis zu seinem reifen Schaffen und Wirken führt. Was er als Mensch und Dichter erstrebte, hat er in folgender Tagebuchnotiz treffend ausgedrückt: «Was mich anbetrifft, so verteidige ich in allem, was ich schreibe, weder eine These noch ein Ideal, ich verteidige das gemeinsame Ideal, den unsichtbaren Gott.»

Die Anhänge, die dem Buch vom Dichter selbst zugefügt wurden, erzählen über andere grosse Zeitgenossen, wie Claudel, Richard Strauss, Gabriele D'Annunzio und Eleonora Duse. *eb.*

Leo N. Tolstoi: *Auferstehung.* Manesse-Bibliothek, Conzett & Huber, Zürich. 860 S. Leinen.

Die persönlichen Erlebnisse und die sozialen Probleme, die Tolstoi zeit seines Lebens immer wieder zu schaffen machten, fanden früher oder später in seinem dichterischen Werk ihren Niederschlag. Ganz besonders lagen ihm die vielen, aus irgendeinem Grunde gefangen gehaltenen Menschen am Herzen, weil er sie selten schuldig fand, sondern dafür die menschliche Gesellschaft verantwortlich wusste. In «Auferstehung», einem seiner grossartigsten Spätwerke, geisselt er unbarmherzig die Moral der russischen Justiz und die Zustände in Gefängnissen und Etappengefängnissen, die er selbst öfters besucht hatte. Auch wenn es sich um vergangene und ferne Vorkommnisse handelt, so ist sein Ruf nach mehr Menschlichkeit und Liebe heute und immerdar nötig. *eb.*

Prosper Mérimée: *Meisternovellen.* Manesse-Bibliothek, Conzett & Huber, Zürich. 660 S. Leinen. Fr. 9.90.

Der kleine Band enthält eine Anzahl erzählerischer Kabinettstücke des bedeutenden französischen Novellisten. Die nachempfindende Übersetzung von Ferdinand Hardekopf vermittelt uns etwas von der Frische und dem Zauber des Impressionismus und immer wieder begegnet man Figuren, die von einem Manet, Renoir oder auch Toulouse-Lautrec gemalt sein könnten.

Vier der meisterlichen Novellen, Matteo Falcone, Carmen, Colomba und das Spätwerk «Il vicolo di madama Lucrezia» handeln in Südeuropa, Spanien, Italien, Corsika; aber über dem von südlicher Dramatik durchpulsten Geschehen steht das verstehende, oft ironisierende Lächeln des reisenden Archäologen, der in Distanz die Abenteuer miterlebt. *eb.*

Iwan Turgenjew: *Väter und Söhne.* Manesse-Bibliothek, Conzett & Huber, Zürich. 340 S. Leinen. Fr. 7.70.

Das fremde, ferne Russland, zudem das Russland des andersartigen mittleren 19. Jahrhunderts wird uns durch Turgenjew auf eine ganz seltene Art näher gebracht. — Ein Herrenhaus, irgendwo auf dem russischen Lande, inmitten von Feldern und Wäldern, beherbergt mit seinen jungen und alten Menschen eine ganze kleine Welt für sich, die als Abbild der russischen Welt gelten mag. Da stösst der junge anarchistische und alles verneinende Naturwissenschaftler auf den formvollendeten Adeligen; die Jungen stehen in ewigem Gegensatz zur älteren Generation. Neben zeitbedingten Problemen sind viele rein menschlicher Art aufgerollt, die in keiner Zeit alt oder neu sind, und darum wird der einzigartige und von dichterischem Zauber erfüllte Roman über die Zeit hinweg seinen Platz behaupten. *eb.*

Neue Fahrpläne

«Blitz», Verlag Orell Füssli, Zürich. Fr. 1.80.

«Griff», AG. Fachschriften-Verlag & Buchdruckerei, Zürich (Verlag und Druck der Schweiz. Lehrerzeitung). Fr. 1.60.